
NUMMER 11 · MÜNCHEN, 17. MÄRZ 1956 · 50 PFENNIG
REVUE
Die höchstbezahlten Stars der Welt
Astrologie - Bericht:
Frau unter Bestien
Ihre Reize sind feuergefährlich
behaupten die Engländer von der 19jährigen Pamela Hart, der betörendsten Solo-Tänzerin des Londoner Festival-Balletts. Pamela, die außer ihrem Beruf nur noch uralte Autos und junge Freunde liebt, hat schon Tausende von Männerherzen auf gefährliche Weise in Brand gesetzt.

LOEWE OPTA



‚LORD'

Ein hochwertiger

UKW Reise- und Heimsuper

mit allen 4 Wellenbereichen für Batterie- und Netzanschluß mit Sparschalttaste, großem Lautsprecher, versenkbarer Doppel-Teleskopantenne, Ferritantenne sowie eingebauter Ladevorrichtung für Heizakku.

DM 289,-
ohne Batterien



REVUE

DIE ERSTE AMERIKANERIN AUF EINEM THRON wird Grace Kelly sein. Sie hat das erreicht, was Wallis Simpson (die heutige Herzogin von Windsor) versagt blieb. Die Hochzeit von Grace mit dem Fürsten von Monaco am 19. April wird das prunkvollste Fest des Jahres sein. Ihre beiden kleinen Nichten (Bild rechts) werden dabei Blumen streuen.

Grace und ihre Brautjungfern

Am Hochzeitstage von Grace Kelly und Prinz Rainier von Monaco verbrüdert sich aristokratische Tradition mit bürgerlichem Karriere-Erfolg, altes Europa mit den Kräften der Neuen Welt. Daß aber Grace Kelly gewillt ist, eine echte und stolze Tochter Amerikas zu bleiben — dafür gibt es einen deutlichen Beweis: die Wahl ihrer Brautjungfern. Nicht im europäischen Hochadel hat Grace ihre Ehrenbegleiterinnen gesucht — und auch nicht unter den großen Hollywoodstars. Jene, die ihrem Herzen am allernächsten stehen, werden ihre Brautjungfern sein.



Mrs. Jay Kantor darf als intimste Freundin von Grace Brautjungfer sein. Ihr Mann ist ein großer Filmmanager.



Prinzessin Antoinette, die Schwester Rainiers, ist die einzige Vertreterin des Adels unter den Brautjungfern.



Rita Gam, eine zukunftsreiche junge Filmschauspielerin, entstammt einer angesehenen jüdischen Familie Amerikas.



Mrs. Marcia Pamp ist eine typische Vertreterin des amerikanischen Mittelstandes. Sie ging mit Grace zur Schule.



Mrs. Malcolm Reybold aus New York ist mit Grace aus der Zeit befreundet, da beide noch Fotomodelle waren.



Mrs. Bettina Gray, auch eine Schulfreundin von Grace, ist eine gutbürgerliche Familienmutter in Belmont (USA).





Eine prächtige Miß-Wirtschaft gab es in Paris, als sich die Schönheitsköniginnen von sechs europäischen Ländern auf der Durchreise nach Stockholm trafen, wo die schönste von ihnen zur „Miß Europa" gekürt werden soll. Pariser Kenner der Materie waren von der reizenden „Miß Germany", Margot Nünke, entzückt.



Hinweggesetzt über den Widerstand der Eltern seiner Braut hat sich der Londoner Artist Albert Entwistle, als er die 21jährige Ann Cooke heiratete.



DRUDELN SIE MIT

Was ist das? Teilansicht einer Mumie

Eingesandt von Sigrid Elstermann, Frankfurt a. M.

Die Redaktion zahlt für jeden zum Abdruck geeigneten Drudel dem Einsender 50 Mark. Hunderte von eingesandten Vorschlägen machen es uns leider unmöglich, ungeeignete Einsendungen zurückzuschicken oder über Annahme und Ablehnung zu korrespondieren.



„Der Erfolgreiche" heißt — nach dem Roman des Autors unseres sensationellen REVUE-Romans „Sünde wider die Liebe", Hans Kades — das Bühnenstück, das in dem Wiener Theater in der Josefstadt uraufgeführt wurde. Filmschauspielerin Margit Saad (rechts) steht zum ersten Male auf der Bühne, ihr Partner ist Kurt Heintel.

Er kann es nicht fassen, der Fernlastfahrer Gustav Dehm. Völlig gebrochen kauert er im Streifenwagen der Landpolizei. „Ich habe nichts gesehen, bis es plötzlich krachte", erklärte er dem Ermittlungsrichter. Dehm wollte nach München. Acht Kilometer vor dem Ziel geschah die entsetzliche Katastrophe.



Mit voller Wucht fuhr gegen zwei Uhr früh auf der Salzburger Autobahn kurz vor München ein aus Bozen kommender Lastzug mit 15 000 Liter Wein auf einen anderen, der 10 000 Liter Milch geladen hatte, auf. Die Fahrer des Milch-LKW, eines Motorrades und einer Isetta wurden zwischen den Lastzügen buchstäblich zerquetscht.

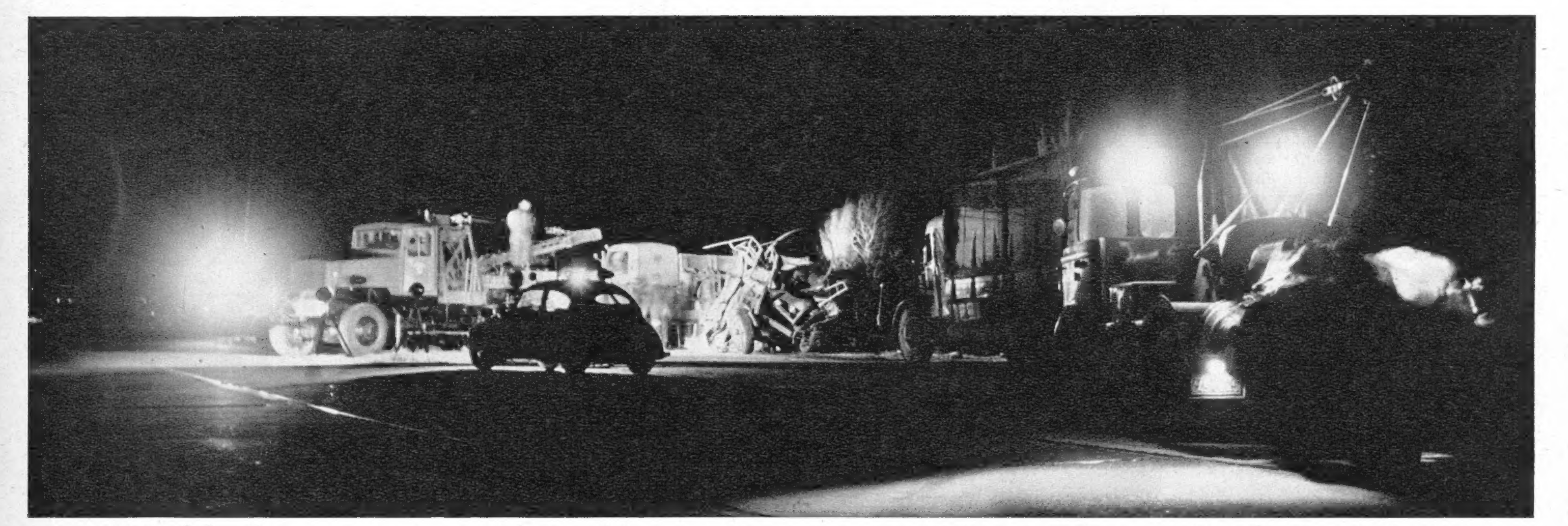


Die Toten schweigen Angehörige des Roten Kreuzes betten die Überreste der bis zur Unkenntlichkeit verstümmelten Leichen des Motorradfahrers und des Kleinwagenfahrers in Zinksärge. Der Fahrer des Milch-Lastzuges starb eineinhalb Stunden später im Krankenhaus. Die Zeugen des Unglücks sind nun für immer stumm.

DER TOD AUF DER AUTOBAHN

Die Zeugen des grauenhaften Unglücks bei München schweigen für immer

Sonderbericht für REVUE von J. E. Kovacs



Das Knäuel des Grauens zu entwirren, arbeiteten drei Rüstfahrzeuge der Feuerwehr, darunter zwei Kranwagen, bis zum folgenden Mittag. Scheinwerfer erleuchteten die Unfallstelle taghell. In einem Umkreis von 70 Metern lagen die Teile der geborstenen Fahrzeuge umher, der mehrere Tonnen schwere milchgefüllte Tank war durch die Wucht des Aufpralls zwanzig Meter weit auf freies Feld geschleudert worden. Vermutlich hatte der Milch-Lastzug wegen einer Panne den Motorrad- und den Kleinwagen-Fahrer gestoppt, und die drei standen beratschlagend auf der Fahrbahn, als der andere Lastzug herangerast kam. Bei Fernlastfahrer Dehm vermutet die Polizei starke Übermüdung.

Die höchstbezahlten Stars der Welt

Stundenlohn: 1000 Mark

Gewinnanteil ist besser als Gage / Weibliche Stars verdienen mehr als männliche

Filmstar zu sein bringt nicht nur Ruhm — es ist auch ein Riesengeschäft. Man muß es nur verstehen. Denn es gehört nicht allein Talent dazu, sondern vor allem ein gewitzter Geschäftssinn. Ein Schauspieler, der heute in aller Munde ist und Unsummen verdient, kann morgen, wenn sein nächster Film ein Mißerfolg wird, überrundet sein — von Jüngeren, Geschickteren, auch wenn diese nur über einen Bruchteil seines Talents verfügen. Wer sich aber in diesem erbarmungslosen Kampf um die Gunst des Publikums behaupten kann, dem liegt die Welt zu Füßen, und die Millionen hat er in der Brieftasche. REVUE enthüllt heute die astronomischen Einkünfte der höchstbezahlten Stars der Welt nach dem neuesten Stand. Schon morgen ist alles anders.

Als O. W. Fischer am 21. September vorigen Jahres um 19.01 Uhr in Geiselgasteig seinen Namen unter einen Vertrag mit der „Universal-International"-Filmgesellschaft setzte, hatte er den sensationellsten Pakt unterzeichnet, den je ein Europäer mit Hollywood geschlossen hatte. Für zwei Filme garantierte ihm die Gesellschaft eine runde Million Mark — die höchste Gage, die die amerikanische Filmmetropole je an einen europäischen Schauspieler gezahlt hat. Weitere Hollywood-Verträge mit deutschen Schauspielern folgten. Curd Jürgens, Marianne Koch und Regisseur Helmut Käutner ließen sich für Summen einkaufen, von denen sie bisher nicht einmal zu träumen gewagt hatten. Mehr als ein Drittel seiner Hollywood-Gage hat zum Beispiel Curd Jürgens bei uns nie bekommen, und auch das war schon die deutsche Spitzengage. Allerdings hat die Sache einen Haken: die Steuer. Denn gegenüber den 55 Prozent deutscher Steuerabzüge müssen unsere Stars dem amerikanischen Fiskus an die 70 Prozent von ihren Gagen abtreten. Daß solche enormen Einbußen auch den amerikanischen Stars selber auf die Nerven gehen, liegt auf der Hand. Darum gibt es heute nur noch ganz wenige, die sich lediglich mit ihrer Gage begnügen, wie etwa Elizabeth und Robert Taylor. Die meisten streben nach einer Beteiligung am Gewinn des jeweiligen Films. Wenn Stars wie Burt Lancaster, Glenn Ford, Gregory Peck und Marlon Brando eigene Produktionen aufziehen, gehen sie dabei allerdings Geschäftsehen mit gewiegten Produzenten ein, sofern nicht infolge einer wirklichen Ehe (wie der von Jennifer Jones mit dem Produzenten David O. Selznick) der Gewinnanteil ohnehin in der Familie bleibt. Für den Schauspieler ist das Risiko geringer, als wenn er eine selbständige Produktion aufziehen würde. So bringt er lediglich sich selbst, das heißt seine Gage (auf deren Auszahlung er verzichtet) als Mitgift in die „Ehe" ein und läßt sich dafür am Gewinn beteiligen. Fällt der Film wider Erwarten durch, dann kommt der Star schlimmstenfalls um seine Gage. Wird der Film ein Erfolg, so verdient er wesentlich mehr daran, als seine Gage betragen hätte. Außerdem wird „capital gain", Kapitalgewinn, in den USA nicht besteuert. Es ist also in jeder Hinsicht lukrativer, Unternehmer als Gehaltsbezieher zu sein. Wieviel ein Filmstar in diesem Falle verdienen kann, hängt natürlich ganz von den Einnahmen ab, die sein Film er-

Bitte lesen Sie weiter auf **Seite 40**



Mit 1,7 Millionen Mark für ihren ersten amerikanischen Film „Stolz und Leidenschaft" mit Cary Grant als Partner, ist Sofia Loren, Italiens Sex-Bombe Nr. 1, zur Zeit der Filmstar mit der höchsten Gage der Welt. Experten errechneten sogar, daß niemals in der Geschichte des Films eine höhere Gage gezahlt worden ist. Somit steht der Kampf der Rivalinnen jetzt 1 : 0 für Sofia gegen Gina Lollobrigida, der der Sprung über den Ozean noch nicht gelungen ist, weil sie ihren italienischen Verträgen vorerst nicht entrinnen kann.

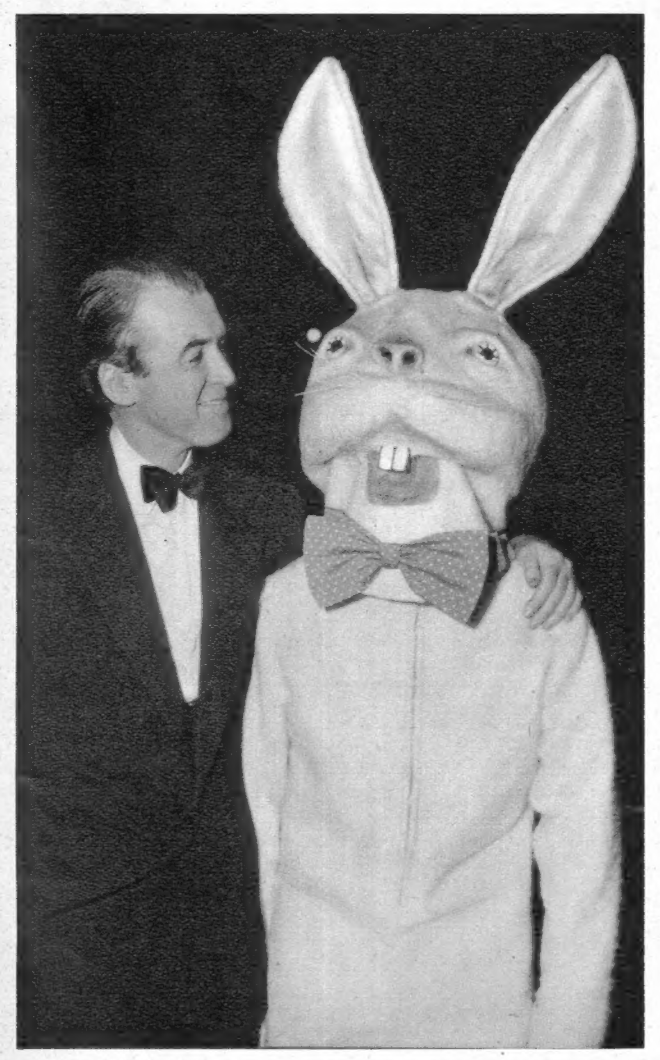


Für 1,25 Millionen Mark hat sich Audrey Hepburn an Regisseur Billy Wilder für dessen neuen Film „Ariane" verkauft. Audreys Filmchancen sind sprunghaft gestiegen, seitdem sie für „Ein Herz und eine Krone" nur eine Wochengage von 2000 Mark erhalten hatte.



Ältester und jüngster Star Deutschlands, Hans Albers und Romy Schneider, streichen heute pro Film an die 100 000 Mark ein. Bei Romy ist noch die Mama mit ca. 20 Prozent im Geschäft.

Audrey Hepburn: Mit 500 Dollar pro Woche weltberühmt / Robert Taylor: Ehrlichkeit kostet 90 Prozent Steuern James Stewart: 8 Millionen pro Jahr O.W.: Amerika zahlt das Fünffache



8 Millionen Mark erspielte sich 1955 James Stewart mit der Hauptrolle in der „Glenn-Miller-Story". Die goldenen Eier, die ihm seit letzten Ostern der Osterhase legt, entstammen einer 50prozentigen Gewinnbeteiligung.



100 000 Mark und mehr verdient das deutsche Film-Liebespaar Maria Schell-O. W. Fischer pro Film und Partner. Für seinen ersten amerikanischen Film kassiert „O.W." sogar 500 000 Mark.

Mit 1,5 Millionen Mark pro Film galt Gina Lollobrigida bis vor kurzem als höchstbezahlter Star der Welt. Jetzt hat ihre erbitterte Rivalin Sofia Loren sie um 200 000 Mark überboten. Bevor jedoch auch „Lollo" an die Fleischtöpfe Hollywoods gelangen kann, muß sie erst redlich ihre italienischen Verpflichtungen „abdienen". Inzwischen ist auch sie ins Filmgeschäft eingestiegen. Kapitalgewinne lassen sich eben auch in Italien leichter verschleiern als Gagen ...

Deutschlands prominentester Modekünstler zeigt seine neuesten Modelle:

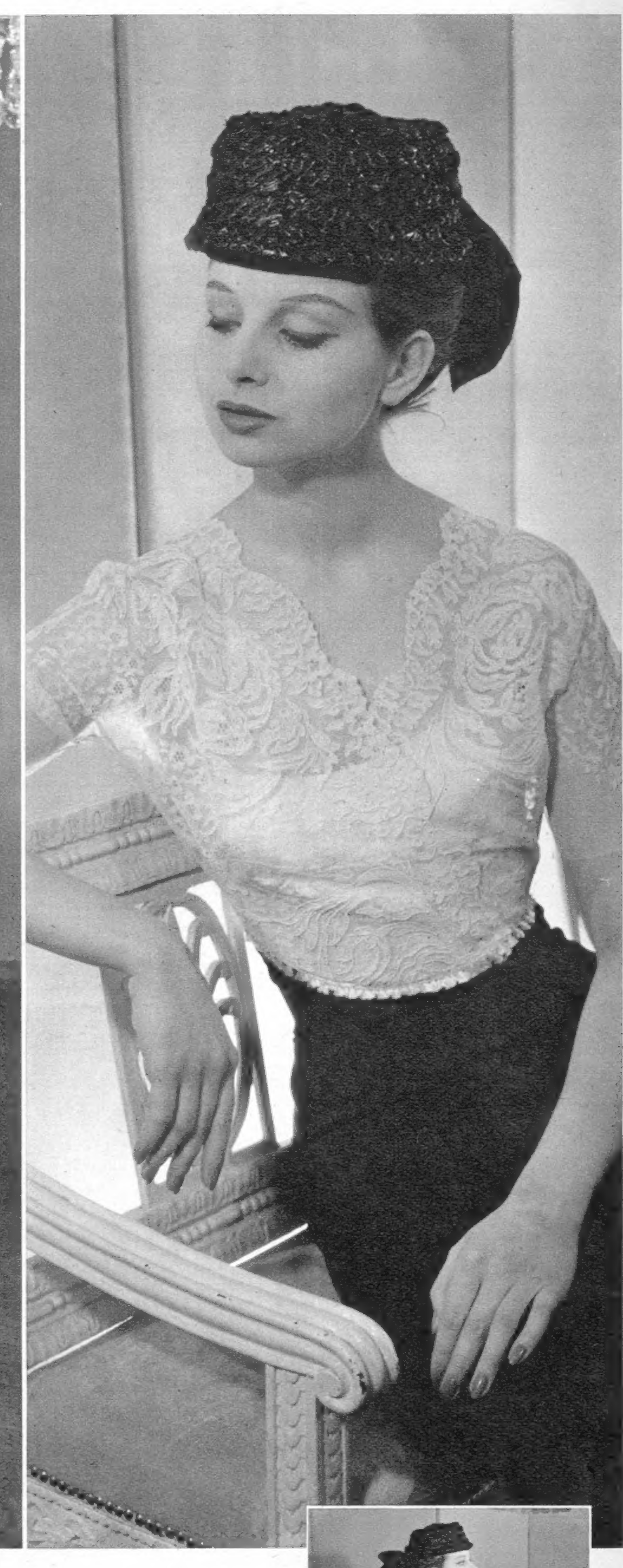
„Ich diene mit meiner Mode"

Heinz Schulze-Varell bringt Kleider ohne Experimente • Kleidsam und tragbar ist das Ziel



Modekünstler Schulze-Varell, München, bei der Arbeit.





Heinz Schulze-Varell, Deutschlands prominentester und mondänster Modeschöpfer, hatte zur Frühlingspremiere geladen. In seiner neuesten Kollektion schließt Schulze-Varell einen Kompromiß zwischen allen Mode-Linien, von denen augenblicklich geredet wird. Er macht nicht Mode um der Mode willen, sondern um die Frauen charmant und geschmackvoll anzuziehen mit der Kunst seiner Stoffwahl, seiner Farbzusammenstellungen und seiner raffinierten Schnitte. Schulze-Varell-Kleider sind zeitlos. Sie dienen der natürlichen Schönheit der Frau.

Campagnerfarbener Samt ist das Material dieses mit gleichfarbigen Duchesse-Schleifen geschmückten Abendmantels. Darunter ein festliches Kleid aus weißem Taft (rechts) mit Empire-Taille und Perlenträgern, die im Rücken gekreuzt sind.

Die Bluse wird auch in der Frühjahrskollektion Schulze-Varells besonders herausgestellt. Hier eine weiße Spitzenbluse, die in der Taille mit Seidenband markiert ist. Darüber die Jacke (rechts) des schwarzen Alpaka-Kostüms.

der Schönheit der Frau!"

seiner Schöpfungen • Keine verquälte „Linie" sondern Betonung der natürlichen Anmut







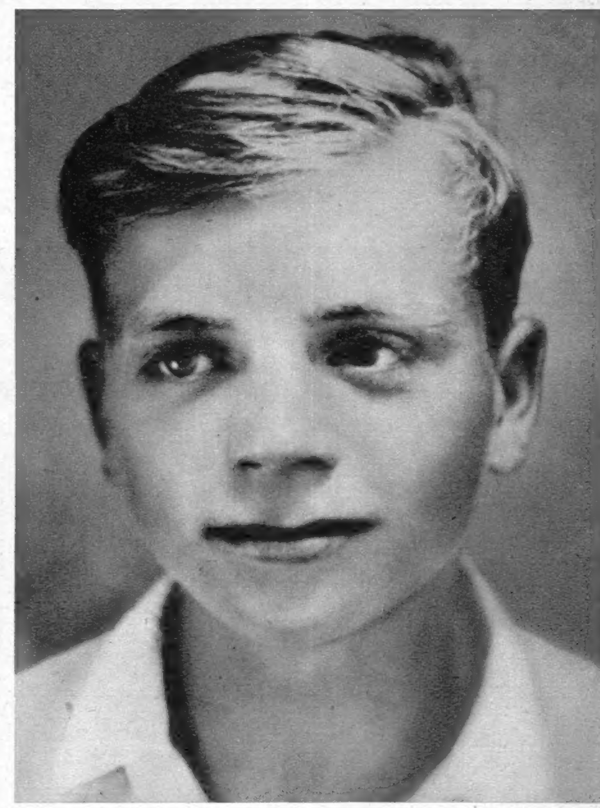
Ein Nachmittagskleid, Imprimé bleu, gelb, weiß mit Plisseerock. Dazu ein weiter blauer Mantel (rechts). Der Hut ist ebenfalls blau. Alle Hüte für diese Modelle: Berta Häusler, München.

Braun und schwarz genoppte Shantungseide wurde verwendet für dieses Nachmittagskleid mit Empire-Taille, die durch ein Duchesse-Band betont ist. Die Jacke ist an den Seiten geschlitzt, der Kragen ist angeschnitten.

Auch Deutschlands prominentester Modeschöpfer bevorzugt Samt: hier ein rosa Abendkomplet. Große Samtblüten sind auf das Seidenkleid appliziert. Dazu ein capeartiger Umhang (rechts) aus rosé Samt.



Fotos: Joe Niczky

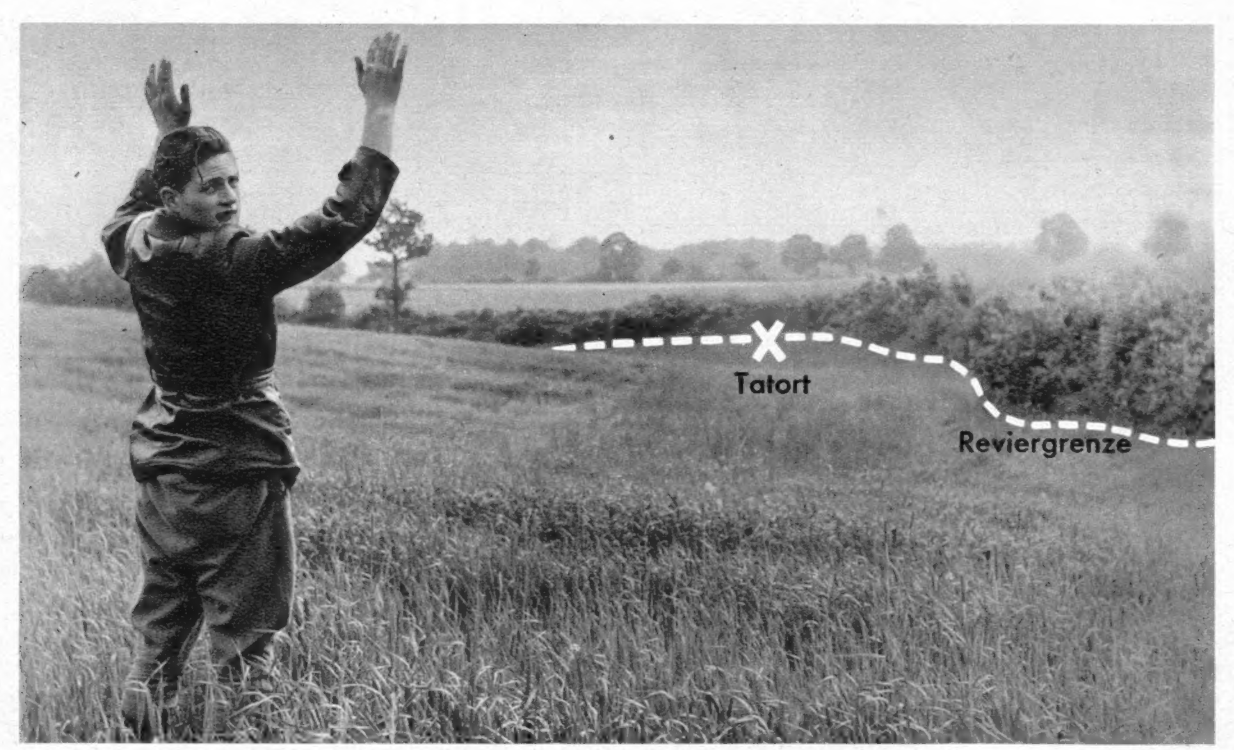


DAS OPFER: der 18jährige Winfried Koch. Seine Eltern, die im Strafverfahren als Nebenkläger zugelassen sind, haben gegen die Haftentlassung Dr. Blöckers Beschwerde eingelegt. Sie können es nicht begreifen, daß der Jagdpächter, der ihren Sohn totgeschlagen hat, noch immer auf freiem Fuß ist.

MIT DEM GEWEHRKOLBEN einer Kleinkaliberbüchse erschlug Dr. Blöcker (links im Bild) den Jugendlichen Winfried Koch. Beim Lokaltermin, der kürzlich am Tatort durchgeführt wurde, zeigte der Angeschuldigte dem Untersuchungsrichter, wie er den tödlichen Schlag auf den Kopf seines Opfers ausgeführt hat. Dabei war der Gewehrschaft zersplittert (rechts unten). Am Tage der unseligen Tat besaß Dr. Blöcker nicht einmal einen gültigen Jagdschein, den hat er sich zwei Tage später erschlichen.

Totschläger in Freiheit

„Ein Mann, der einen Unschuldigen totgeschlagen hat, gehört hinter Gitter", lautet die einhellige Meinung der Lübecker, wenn man sie über den „Fall Dr. Blöcker" befragt. Am 19. Juni 1955 hatte Dr. Blöcker als Jagdpächter in Rondeshagen (Kreis Lauenburg) zwei junge Männer, den 18jährigen Winfried Koch und den 17jährigen Peter Lüdemann, im hohen Gras kauernd bei einem Fuchsbau gesehen. Sie befanden sich sieben Meter innerhalb der Grenze des Blöckerschen Jagdreviers und hatten eine Kleinkaliberbüchse bei sich. Der Pächter des Nachbarreviers hatte mit Winfrieds Vater und den beiden Burschen einen Pirschgang unternommen und die jungen Leute zurückgelassen. Sie wußten nicht, daß sie um wenige Schritte das Revier verlassen hatten. Dr. Blöcker stellte die „Wilderer", ließ sie das Gewehr niederlegen und untersuchte ihre Taschen. Plötzlich schlug Blöcker mit dem Kolben des „Beutegewehrs" so kräftig auf den Kopf des Winfried Koch, daß dieser blutüberströmt zusammenbrach. Am nächsten Tage starb Winfried. Dr. Blöcker, der behauptet, er habe sich bedroht gefühlt, zeigte gegenüber dem Opfer seines Kolbenhiebes und den Hinterbliebenen nicht eine Spur von Mitgefühl. Nach dem Lokaltermin, der in diesen Tagen stattfand, erließ der Untersuchungsrichter Haftbefehl — aber schon sechs Tage später war Dr. Blöcker wieder frei. Das Landgericht erklärte: Es liegt kein Fluchtverdacht vor. In Lübeck herrscht Empörung darüber, daß der Haftbefehl vom Landgericht aufgehoben wurde.



DER EINZIGE ZEUGE ist Peter Lüdemann, der Freund des Erschlagenen, der beim Lokaltermin den Vorgang rekonstruierte. Peter sagte: „Wir wußten gar nicht, was los war, als Dr. Blöcker wie ein Wilder tobte. Wir hatten Angst vor ihm. Als Winfried erklärte, daß wir nur zu Besuch waren, schlug ihm der Mann das Gewehr über den Kopf, das er uns abgenommen hatte."

Es ist Freitag früh — kurz nach Mitternacht: An den Händen Francesco Santonis öffnen sich tiefe Wunden. Blut strömt heraus. Die Stirn ist vom Angstschweiß naß.



Der Arzt, der Francesco wissenschaftlich beobachtet, hat eben das Zischen unsichtbarer Peitschenhiebe vernommen und sieht dicke Striemen auf dem Rücken des Stigmatisierten.



Aus einer tiefen Wunde strömt warmes Blut. Kritische Ärzte haben es mit den Mitteln der Wissenschaft untersucht. Es ist wirkliches Blut — Blut von Francescos Blutgruppe 0.

Wie Therese von Konnersreuth . . .

Es geschah vor einem Jahr — genau gesagt am 2. April 1955: da hatte der 22jährige sardinische Bauernsohn Francesco Santoni eine Vision Christi. Der Herr fragte Francesco, ob er für ihn leiden wolle, und erhielt als Antwort „Ja". Francesco, der weder lesen noch schreiben kann, war damals durchaus kein Heiliger. Im Gegenteil. Man sagte ihm gelegentliche Diebstähle nach. Aber seit jenem Tag ist er verwandelt. Er erleidet an jedem Freitag die Qualen der Geißelung und der Kreuzigung. An Händen und Füßen öffnen sich klaffende Wunden. Blut strömt heraus. Erst verbarg er voll Scheu diese Freitagspassionen, bis ihn eines Tages ein Freund überraschte. Seither interessiert sich das ganze Dorf für „seinen" Stigmatisierten. Ärzte und Kirchenbehörden untersuchen sein Martyrium. Sie stellen fest, daß richtiges Blut fließt. Sie hören das Zischen unsichtbarer Peitschen und sehen blutige Striemen an seinem Körper entstehen. Sie sehen etwas, wofür sie keine natürliche Erklärung finden, was sie beunruhigt und erhebt.

Alarm:

Als an den deutschen Flüssen das Eis aufbrach, pochte

Passau erlebte Schreckenstage, als durch Tauwetter und Regenfälle Donau, Inn und Ilz zu steigen begannen. In der bereits 1954 schwer getroffenen Dreiflüssestadt wurden 400 Häuser überflutet und 2500 Menschen obdachlos.



Vor dem Bonner Bundeshaus mußte der Grenzschutz Sandsackbarrikaden errichten, um eine Überflutung durch die Wassermassen des Rheins zu verhindern. Die Hochwassergefahr am Rhein war aber schon nach wenigen Stunden gebannt.



Nur noch durch Kähne konnten die Bewohner dieser überfluteten Straße in Schorndorf versorgt werden. Durch das Hochwasser im Remstal zwischen der Remsmündung in den Neckar und Schwäbisch-Gmünd entstand ein Millionenschaden.



Mit Sack und Pack mußten diese Siedler aus Hummelsbüttel bei Hamburg zu Verwandten umziehen, als die Flut ihre Häuser überschwemmte. Die Niederungsgebiete von Schleswig-Holstein erlitten durch Deichbrüche schwere Schäden.

Ein gespenstisches Bild bot sich in der kleinen Donaustadt Vilshofen, die zum zweitenmal in vier Wochen vom Hochwasser heimgesucht wurde. In einem der überfluteten Häuser war eine junge Frau gestorben. Ihr Sarg mußte in einem ungewöhnlichen „Leichenzug" auf den ebenfalls überfluteten Friedhof gebracht werden. Seit 27 Jahren wartet Vilshofen vergeblich auf den Bau eines Hochwasserdamms. 4 Millionen DM hätte das gekostet — inzwischen wurde der dreifache Schaden angerichtet.

Hochwasser!

die Flut mit elementarer Gewalt an die Häuser / Der Schaden geht in die Millionen



In notdürftig abgestützten Zimmern versuchten die Bewohner der Altstadt von Passau die Katastrophe zu überstehen. Der gewaltige Eisstoß, der die Donau von Ulm bis Passau in Bewegung brachte, erschütterte die Fundamente der älteren Häuser. Hinterher kam die große Flut, die die Häuser teilweise bis zum zweiten Stockwerk überschwemmte.



Aus den Fluten gerettet wurde dieser Hund in Vilshofen, dessen Hütte schon vom Wasser überspült war. Aber nicht alle Tiere in den Hochwassergebieten fanden noch hilfreiche Hände. Zahllose Kühe, Pferde, Hühner und Gänse starben einen elenden Tod. Auch drei Menschen kamen in den reißenden Fluten um.

Fotos: dpa 3, Schlosser 2, Keystone, Conti-Press



MIT BESTIEN AUF DU UND DU steht Lajos Koczka (oben) seit seiner frühesten Jugend. Ein indischer Maharadscha, der Blutsbrüderschaft mit ihm schloß, schenkte ihm die ersten Krokodile. Seine Mutter, die als „Miß Josza" einmal die berühmteste Löwendompteuse ihrer Zeit war (rechts), hat ihn gelehrt, einen Löwen im Ringkampf zu besiegen — so wie sein Onkel Czaja Janos in Petersburg einst die stärksten Männer der Welt besiegte und Weltmeister im Schwergewichtsringen wurde. Heute legt Janos seinen Kopf allabendlich in einen Krokodils- statt in einen Löwenrachen; das hat seinen Grund in einem zerknitterten Horoskop, das seine Mutter heimlich für ihn stellen ließ — und dessen Mißachtung ihn mehr als einmal fast das Leben gekostet hätte...

Nimm deine Sterne in die Hand

Der neue astrologische Tatsachenbericht von Curt Rieß

mit Berichten von Hans Rudolf Berndorff, Hans G. Kernmayr, K. Kränzlein-in der Beek, Dr. W. Kunze, Roderich Menzel, Joachim Murat, W. W. Parth, F. J. Pootmann, Rudolf Roth, Anton Sailer und Benno Wundshammer

Wie Walter Giller in Nadja Tiller die „Königin" fand, die sein Horoskop ihm versprach, berichtete die letzte Folge. Heute wird geschildert, wie Nadja eine Königin — und dann beinahe eine gefährliche Woche zu früh Frau Giller wurde.

Bis in die ersten Januartage des Jahres 1929 sang die gefeierte Wiener Operettensängerin Erika Körner ihre große Rolle in der Revue „Alles aus Liebe". Dann war es aus. Erika Körners Mann, Hofschauspieler und berühmter Mime der Bühnen in Prag, Dresden und Wien, protestierte. Die Rolle der Nadja Natascha wurde von einer Kollegin übernommen.

Schuld an allem war ein kleines Mädchen, das sich vorgenommen hatte, am 16. März 1929 auf die Welt zu kommen. Sie wurde Nadja getauft.

Das erste, woran sich Nadja außer an Milch, Schnuller und zärtliche Küsse gewöhnte, waren Reisen. Sie war mit den Eltern ständig unterwegs, von Bühne zu Bühne, von Stadt zu Stadt. Nadja sah viel, vielleicht viel zuviel. Manchmal glaubte sie an die Scheinwelt des Theaters, in dessen Umkreis sie ständig lebte. So kam es, daß sie ihr Lebensziel ganz von selbst sehr hoch steckte, bis in die Wolken. Trotzdem war sie, kaum zum jungen Mädchen erblüht, nur „Kleiderständer". Sie war mit 16 Jahren ein entzückendes Geschöpf geworden, besaß eine untadelige Figur, ein apartes Gesicht und große, runde, faszinierende Augen. Um den Ballettunterricht zu finanzieren, arbeitete sie als Mannequin.

Dann kam der Sprung auf die Bühne. Nadja Tiller spielte drei volle Jahre am altberühmten Josefstädter Theater in Wien. Natürlich reichte die Elevinnengage nicht hin und her, und Nadja mußte nebenbei immer noch als Fotomodell und Mannequin arbeiten.

Ihre erste kleine Filmrolle in „Eroica" neben Ewald Balser als Beethoven machte Nadja überglücklich. Aber kurz vor der Uraufführung des Films wurde die kleine Szene mit Nadja herausgeschnitten.

Nadjas Herz blutete. Aber bald darauf wurde sie Königin. Es ging ganz einfach, und es war gar nicht so erfreulich. Papa Hofschauspieler mokierte sich über den Vorgang. Seine Tochter war dennoch so schön, daß man sie 1949 zur „Miß Austria" wählte. Die österreichische Schönheitskönigin Nadja Tiller, kaum 20 Jahre alt, durfte nach Palermo fliegen, um an der Wahl von „Miß Europa" teilzunehmen. Als viertschönste Frau des Kontinents kehrte Nadja an die Donau zurück.

Und eben jetzt, als vielbeneidete Schönheitskönigin, machte die schöne Wienerin Nadja Tiller die entscheidende Wendung. Sie entschloß sich, nicht mehr dem Zufall die Direktion ihres Lebens zu überlassen, sondern dem eigenen Willen.

Und genau nach ihrem Willen handelte sie von jetzt an. Sie handelte folgerichtig, sie rechnete genau mit den Umständen, in denen sie lebte. Sie hängte alles Hoffen, Wünschen und Träumen an den Nagel.

Es war aus mit dem Leben als Fotomodell, Mannequin, Elevin und Schönheitskönigin auf einem von fragwürdigen Gestalten umgebenen Thron.

Es begann mit kleinen Wiener Filmen. „Ich hab' mich so an dich gewöhnt", „Ein mal keine Sorgen haben", „Die Kaiserin von China", „Mädchen mit Zukunft". Dann folgten die Filme „Sie", „Gestatten, mein Name ist Cox". — Das waren Nadjas erste Filme, es wurden ihre ersten Erfolge. Harald Braun wurde auf sie aufmerksam und holte sie für seinen Film „Der letzte Sommer": als triebhaftes, schlampiges Bettelmädchen. Dann machte Nadja einen Salto, um im „Ball im Savoy" ein elegantes verwöhntes Luxusweibchen zu spielen.

So ging es hin und her, aber es ging stetig aufwärts. Daß man ihr nur die attraktive Ruchlosigkeit abnahm, ärgerte Nadja. Aber der Ärger war sehr bekömmlich, denn Nadja strengte sich wie nie zuvor an, im Charakterfach zu landen. Natürlich landete sie: als lebenshungrige Gerda von Eyff, die den Barrings zum Verhängnis wird.

Dann kam der nach der großen REVUE-Serie gedrehte Film „Hotel Adlon". Nadja wanderte, nur mit einem Pelz bekleidet, durch die nächtlichen Gänge des berühmten Hotels: abermals verruchte Frau, und eine Diebin dazu. Aber ihre Szenen blieben unvergeßlich.

Es ging fort und fort die Erfolgsleiter hinauf.

Als Nadja Tiller mit O. W. Fischer „Ich suche dich" drehte, brauchte sie längst nichts mehr zu suchen. Sie hatte den Erfolg gefunden und den Mann dazu, mit dem sie den Erfolg genießen wollte.

Der Mann hieß Walter Giller. Als er die österreichische Schönheitskönigin zum ersten Male in seine Arme schloß, fiel ihm wieder das Horoskop des Hamburger „Esels" ein. Er wiederholte es Wort für Wort vor Nadja.

Aber Nadja lachte nur.

Walter Giller, der glaubensfeste Horoskop-Freund, fand nicht wenig Spaß daran, die alte Hamburger Prophezeiung des „Esels" vor aufgeklärt tuenden Freunden zu zitieren.

„... bin ich denn nicht als Schauspieler der Diener Gottes geworden? Und lachen die Leute nicht über den Komiker? Und die Königin? Was sagt ihr dazu? ... Fesseln sind natürlich Unsinn."

„Haha!" hallte es im Chor zurück.

Als es darum ging, die „Königin" durch standesamtlichen Vertrag an sich zu fesseln, machte Walter Giller einen Fehler. Er vergaß, daß ihm einst vorausgesagt wurde, er dürfe in den Jahren 1949 und 1956 jeweils in den Tagen vom 24. bis zum 28. Januar keine Festlegung treffen und keinen Vertrag unterzeichnen. Erst am Vortage des vereinbarten Trautages, am 25. Januar 1956, während er einen Berliner Produzenten abzuwimmeln versuchte, fiel es Walter siedendheiß ein, was er getan hatte. Er unterbrach das Gespräch, verständigte Nadja von der Notwendigkeit der Verschiebung und — erlitt eine fürchterliche Abfuhr. Nadja war außer sich. Aber Walter gab nicht nach. Er bestand auf der Verschiebung der Trauung, und er setzte sich durch.

So kam es zum großen Starnberger Wirbel am 26. Januar 1956, zu Rätselraten und Verdächtigungen, und acht Tage darauf zur glücklichen Haupt- und Schlußszene.

Miß Josza zwischen Löwen und Sternen

„In England wartet das Unglück", weissagten die Sterne der Frau, die allabendlich mit Löwen rang. Sie schlug die Warnung zweimal in den Wind — ein drittes Mal nicht mehr...

Im berühmten Tower-Zirkus der englischen Hafenstadt Blackpool ist große Pause. An diesem Abend des 17. Juli 1931 herrscht drückende Gewitterschwüle, das Publikum drängt sich um die Eis- und Limonadenverkäufer, man fächelt sich Kühlung zu, die Männer tragen ihre Hüte im Nacken. In das Plaudern der Menge dringt das Klirren von Eisenstäben, das Rasseln von Ketten und Haken, im Manegenrund wird ein riesiger Käfig aufgebaut. Die Zuschauer, die auf ihren Plätzen geblieben sind, sehen mit angenehmem Gruseln ins Programm: der zweite Teil beginnt mit der sensationellen Löwennummer von „Leonida und Berberidas".

Die Nummer wird von Mutter und Sohn bestritten. Ihr bürgerlicher Name lautet — gut ungarisch — Koczka. Mammi Josza, schon fünfzig Jahre alt, führt seit ihrem achtzehnten Lebensjahr Löwen vor. Als „Miß Josza" war die elegante Salondame eine Glanznummer im Zirkus Barnum. Im zweiten Teil ihrer Vorführung war sie in Hosen und hochgeschlossener Lederjacke aufgetreten, das pikante Gesicht mit dem üppig-rötlichen Haar ungeschützt. In dieser Aufmachung hatte sie einen Ringkampf mit einem ausgewachsenen Löwen gezeigt. 1903 wurde in Mährisch-Ostrau ihr Sohn Lajos geboren.

Die Koczkas sind nicht irgendwer. Schon der Großvater hatte mit einer großen Menagerie und einem Panoptikum Österreich-Ungarn bereist, sein Sohn wurde zu einem der größten Menageriebesitzer Europas. Zwei weitere Koczkas wurden Dompteure, der Schwager Czaja Janos in Petersburg und Konstantinopel Weltmeister im Schwergewichtsringkampf.

Bitte lesen Sie weiter auf ***Seite 36***



REEMTSMA

GELBE
SORTE





Beate stürzte auf ihre Mutter zu. „Sehe ich denn Papi nicht ähnlich?“ fragte sie verwirrt.

Zeichnung: Aigner

Sünde wider die Liebe

Roman einer großen Versuchung von HANS KADES / Für REVUE bearbeitet

Rolf und Marina Meyberg sind ein ungewöhnliches Ehepaar: sie haben geheiratet, weil beiden die Gemeinschaft ohne körperliche Beziehungen möglich schien. Denn Rolf ist bei der Sterilisation im Dritten Reich durch seelischen Schock im biologischen Sinne eheuntauglich geworden, während Marina infolge eines furchtbaren Jugenderlebnisses nichts mit Männern zu tun haben will. Zwei Jahre nach der Hochzeit vergehen glücklich. Rolf, der erfolgreiche Mann der Filmwirtschaft, kann seiner schönen, bewunderten Frau alle materiellen Wünsche erfüllen. Doch allmählich empfindet sie bei allem Luxus eine bedrückende Leere. Rolf erkennt den Grund ihrer Reizbarkeit und Launenhaftigkeit — Marina braucht ein Kind. Sie ist ihm dankbar, daß er ihr den Wunsch erfüllen will; eine Adoption eines Waisenkindes lehnt sie ab. So beschließen beide, daß Marina durch künstliche Befruchtung Mutter werden soll. Nach heftiger Überredung läßt sich der Frauenarzt Dr. Trautmann dazu bestimmen, den medizinischen Teil dieser Angelegenheit zu übernehmen. Den biologischen Vater des Wunschkindes aber soll Meyberg herbeischaffen. Der weiß keinen anderen Ausweg, als den Psychiater und Privatdozenten Dr. Torsten unter Druck zu setzen — Torsten ist jener Arzt, der das für Rolf so verhängnisvolle, die Sterilisation bewirkende Gutachten erstellt hatte. Dr. Torsten vermittelt den biologischen Vater, der unbekannt bleibt. So wird Marina mit Hilfe der Wissenschaft Mutter. Beate ist ein entzückendes Kind. Sie ist der Mittelpunkt in Rolfs und Marinas Leben — bis dieses Leben von Marina sein Recht fordert. Jetzt spürt die schöne junge Frau die Sehnsucht nach Liebeserfüllung, und obwohl sie sich nach Kräften dagegen wehrt, kann sie schließlich den Verlockungen von Flirts und Zärtlichkeiten beim Fasching und beim großen Filmball nicht ganz widerstehen. Ein heimliches Stelldichein mit Christian, einem jungen Schauspieler, wird zu einer furchtbaren Enttäuschung. Einige Zeit vergeht, bis der feurige Italiener Enrico in Marinas Leben tritt. Dieser Mann wirbt als vollendeter Kavalier um sie — er will sie heiraten. Doch daran mag Marina nicht denken. Sie weiß, daß Rolf nie darin einwilligen würde, Beate, das von ihm und von Marina vergötterte Kind, herzugeben. Bei der entscheidenden Unterredung fragt Enrico die Angebetete: „Dann liebst du das Kind mehr als mich?“ Er verlangt von der geliebten Frau sofort eine klare Entscheidung.

Marina hatte sich für ihr Kind entschieden.

Dieser Entschluß war Marina nicht leichtgefallen, Enrico hatte ihn ihr nicht leicht gemacht. Sein Charme, sein stürmisches Werben, seine Verzweiflungsausbrüche und seine Leidenschaft hatten an der Ernsthaftigkeit seines Heiratsantrages keinen Zweifel gelassen. Marinas Gefühle waren in einen quälenden Zwiespalt gerissen. Wenngleich es von dem Augenblick an, als Enrico sie zu einer klaren Entscheidung drängte, für sie feststand, daß ihr Kind den ersten Platz in ihrem Herzen einnahm, war die Frau in ihr entflammt und aufgewühlt.

Marina war zugleich enttäuscht und froh darüber, daß ihre Entscheidung von

Fortsetzung übernächste Seite

Der grosse DKW ein grosses Erlebnis!



Wer den großen **DKW** auch nur einmal selbst erprobt hat, ist von ihm begeistert! Denn tatsächlich ist der AUTO UNION mit diesem Modell der Sprung zum großen **DKW** gelungen! Das zeigt sich schon in seinem repräsentativen Äußeren. Die elegante Linie, die so ganz dem europäischen Geschmack entspricht, wird durch das neue Kühlergesicht, die geschwungene Heckpartie und das sphärisch gewölbte Heckfenster noch besonders betont.

Wenn Sie dann aber zum erstenmal im großen **DKW** Platz nehmen und mit ihm probefahren, sind Sie bestimmt überrascht! Jetzt erleben Sie einen neuen, breiten und weiten Wagen, der an Geräumigkeit und Ausstattung, Fahrkomfort und Motorleistungen alles zu bieten hat, was sich ein Autofahrer nur wünscht. 4 bis 5 Personen sitzen so bequem, wie es bisher nur in einem größeren und teureren Automobil möglich war. Denn die Verbreiterung von Spur und Karosserie brachte einen erheblichen Gewinn an Geräumigkeit.

Und dann die blendende Straßenlage! Für gute Fahreigenschaften war **DKW** seit je berühmt; aber die Straßenlage des großen **DKW** ist einzigartig! Sie macht den Wagen so überlegen, daß man mit ihm auf kurvenreichen, bergigen Strecken höhere Reisedurchschnitte erzielt als manch schwereres Automobil. Neben Frontantrieb und Schwebeachse tragen dazu vor allem die verbreiterte Spur und die neue, besonders gut ausgewogene Federung bei.

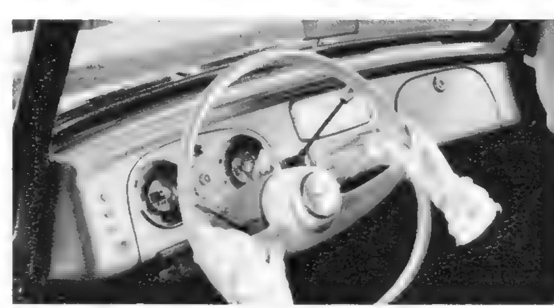
Wer es liebt, sportlich zu fahren, kommt beim großen **DKW** ganz auf seine Kosten. Der nunmehr 38 PS starke **DKW**-Dreizylindermotor verleiht dem Wagen ein temperamentvolles Anzugsvermögen und eine Spitzen=Dauergeschwindigkeit von 120—125 km/st.

Trotzdem bleibt der **DKW** das, was er seit jeher war: sparsam und anspruchslos im Unterhalt (Normverbrauch nur 7,8 Liter), in der Anschaffung so preisgünstig wie ein Wagen der kleineren Klasse. Denn die Limousine-Normal kostet nur

5295,- DM

Eine unverbindliche Probefahrt wird auch Sie überzeugen: Der große **DKW** ist ein großes Erlebnis!

Die Kurvenlage des großen **DKW** ist bestechend! Sie müssen nur die Kurve mit Gas nehmen — auch wenn das vielleicht Ihrer bisherigen Fahrweise widerspricht — dann spüren Sie förmlich, wie der Frontantrieb der Lenkung hilft und den Wagen leicht selbst durch scharfe Kehren zieht.



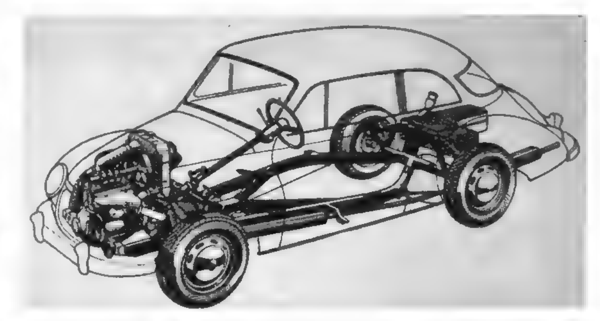
Das Armaturenbrett ist elegant und zweckmäßig. Sämtliche wichtigen Bedienungshebel liegen griffnahe an der vollverkleideten Lenksäule. Alle Instrumente lassen sich leicht mit einem Blick kontrollieren. Der Raum zum nachträglichen Einbau eines Autoradios ist vorgesehen.



Der Ein- und Ausstieg wird beim großen **DKW** durch die breite Türöffnung und den zweckvollen Beifahrersitz jedem leicht gemacht: Dieser Sessel läßt sich mit Lehne und Sitz vollkommen nach vorne umklappen und gibt den Weg zum Fond völlig frei. Das ist ein Vorteil, den jeder schätzt.



Der Kofferraum — von außen zugängig — bietet jetzt noch mehr Platz. Umfangreiches Gepäck, auch die Camping-Ausrüstung für eine mehrwöchige Urlaubsreise können in ihm mitgeführt werden. Zugleich sind dort Reserverad und Werkzeug leicht zugänglich untergebracht.



Ein starker verwindungssteifer Kastenprofilrahmen bietet zusätzliche Sicherheit für Fahrer und Fahrzeug, zumal er bis über die Vorderachse hinausreicht! Das ist im Automobilbau ein sehr selten gewordenes Konstruktionsmerkmal. Ihm verdankt der große **DKW** seine außerordentliche Stabilität.



Und das ist der große DKW als viertürige Limousine! Sein Erscheinen, das die AUTO UNION auf der Frankfurter Automobil-Ausstellung 1955 ankündigte, werden viele Automobilfreunde begeistert begrüßen. Der viertürige **DKW** besitzt alle Vorzüge eines großen, repräsentativen Reisewagens: Bequemer Ein- und Ausstieg durch die beiden weit zu öffnenden Türen an jeder Seite, einen erstaunlich großen Innenraum, allen Komfort durch seine reiche Ausstattung und eine verblüffende Straßenlage, zu der ein noch längerer Radstand beiträgt. Mit dem viertürigen **DKW** reist man bequem und — wirtschaftlich! Denn auch dieser Wagen ist sparsam im Unterhalt (Normverbrauch 8,2 Liter) und preisgünstig in der Anschaffung: DM 6495,—.

Enrico respektiert wurde. Er war so tief verletzt, daß er nichts mehr von sich hören ließ.

Um ihr inneres Gleichgewicht wieder zu finden, schützte sie ihrem Mann gegenüber eine leichte Bronchitis vor und fuhr allein für eine Woche in die Berge.

Das Alleinsein tat ihr gut. Zwar war alles noch ungewohnt für sie; aber die Freiheit, die Unabhängigkeit, die Tage ohne Programm und Pflichten lösten bald ihre innere Spannung.

Marina stellte ihr rotes Mercedes-Kabriolett in den Hof vom Hotel Post, wo sie ein Zimmer bestellt hatte.

Sie machte Spaziergänge. Sie konnte an den langen Sommerabenden stundenlang am Ufer des Gebirgssees sitzen und vor sich hinträumen.

Tagsüber unternahm sie Wanderungen und kleine Kletterpartien, die ein Erlebnis für sie bedeuteten, weil sie ihr natürliches Lebensgefühl zur Entfaltung brachten. Sie entdeckte auf eine ganz neue Art, wie jung und gesund sie war, wie leicht ihr das Wandern, Klettern und Schwimmen fiel; und auch die natürliche Müdigkeit, die sie nachts ohne Grübeln in einen tiefen Schlaf fallen ließ, empfand sie als köstliches Geschenk.

Sie mußte sich ins Bewußtsein rufen, daß sie erst vier Tage hier war. Es kam ihr vor, als seien es ebenso viele Wochen gewesen. Die Tage waren so angefüllt, so beglückend und gleichzeitig entspannend, daß am Abend des vierten Tages die Musik sie in die Bar zog. Es war ein prickelndes Abenteuer, ganz unschuldig, aber aufregend: einige Dutzend unbekannte Menschen, die sie, als sie allein in den matterleuchteten Raum trat, mit neugierigen Blicken musterten. Sie fand einen kleinen, leeren Tisch in der Nähe der Viermannkapelle, bestellte sich einen Cocktail und betrachtete ihrerseits die Tanzenden und die Gäste, die an der Bar saßen. Während ihre Gedanken noch damit beschäftigt waren, wer dieser oder jener Gast wohl sei, ob jenes Pärchen in der Ecke verliebt, verlobt oder verheiratet war, stand plötzlich ein Mann vor ihr, der durch seine Kleidung als Einheimischer gekennzeichnet war: grüner Trachtenanzug mit roter Paspelierung und Hirschhornknöpfen.

„Mein Name ist Riebauer", stellte er sich vor, „i bin der Riebauer-Beni", und auf Marinas fragenden Blick: „Benedikt. Die gnä' Frau is neu hier? I hab Ihnen noch nie g'sehn."

„Das freut mich", erwiderte Marina und lächelte liebenswürdig. Um etwas zu sagen, fuhr sie fort:

„Sind Sie Bergführer?"

„Ja, des aa", sagte Beni Riebauer und setzte sich ungeniert an ihren Tisch.

„Wie lang sind S' denn schon da?"

„Seit Samstag."

„Was, so lang schon! Und i hab Ihnen noch gar net g'sehn! Wo warn S' denn die ganz' Zeit?"

„Ich war spazieren, auf den Bergen!"

Das Gesicht des Mannes zog sich in die Länge.

„Auf die Berg warn S', ja was is denn des!"

Er stützte seinen Kopf in die Hand und musterte Marina wie ein Wundertier.

Marina wurde rot.

„Was ham S' denn da g'macht auf die Berg? Bei dera Hitz!"

„Die Schönheit der Natur genießen, mir etwas Bewegung machen."

„Bewegung machen? I wüßt was Bessers zum Bewegung mach'n."

„Wie meinen Sie?"

Beni Riebauer lachte etwas unverschämt:

„Mit wem sind S' denn hier, wenn ma frag'n darf?"

„Allein."

„A so a fesche Frau — und allein? Is ja a Schand."

Beni bestellte sich einen doppelten Enzian. Marina nippte unterdes an ihrem Cocktail.

Beni fragte: „Wohnen S' hier in der Post?"

„Ja", erwiderte Marina.

„An Enzian für die Dame!" rief Beni dem Kellner zu.

„Aber ich bitte Sie!"

„Nix da, Sie wer'n mi doch net beleidig'n, i bin doch a Kavalier."

Er entdeckte in diesem Augenblick ihren Ehering und fragte geradezu:

„Wo ham S' denn den Herrn Gemahl?"

Marina blickte auf ihren Ring und wurde wieder rot. Die umweglose Art des urwüchsigen Burschen verwirrte sie.

„Mein Mann hat zu viel zu tun, er konnte nicht mitkommen."

Beni schlug sich mit der flachen Hand auf den Schenkel, daß es klatschte. Von den Tischen nebenan schauten sie neugierig herüber. Der Naturbursche zeigte seine Zähne, grinste alle an und sagte dann zu Marina:

„Hörn S' den Boogie-Woogie, schöne Frau? Pack' ma's! Wiss'n S', mir san gstandne Mannsbilder. Aber wenn mir Musik hörn, reißt's uns d'Haxn weg."

Die Kapelle spielte fleißig.

Marina tanzte mit Beni und hatte ihren Spaß an der harmlosen Ausgelassenheit. Der Enzian tat seine Wirkung.

Um Mitternacht erzählte Beni umständlich, daß er ein großes Fotogeschäft besitze und unverheiratet sei. Er bestellte eine Flasche Sekt, die er Marina bezahlen ließ.

Am nächsten Tag entdeckte Marina amüsiert, daß Beni, der Sonnengebräunte, als ambulanter Fotograf auf dem Bergbahnhotel Touristen fotografierte und so den Schatz der Erinnerung an erlebnisreiche Urlaubstage vermehrte.

Seine Bilder entwickelte er in einer Dachkammer im Dorf, in der er auch in der toten Zeit hauste und wo ihn die Arbeitslosenunterstützung bis zum Beginn der nächsten Saison über Wasser hielt.

Für den übernächsten Abend hatte Marina einer Verabredung zu einem En-



„Wenn ihn das Jagdfieber gepackt hat, bin ich machtlos, mein Lieber!"

zian an der Bar mit Benedikt Riebauer zugestimmt. Sie hatte auf einem Barhocker Platz genommen, Beni war noch nicht da.

Der Barmixer, der sie sehr zuvorkommend bediente, beugte sich zu ihr und sagte leise:

„Gnädige Frau warten auf Herrn Riebauer?"

„Ja!"

„Darf ich die gnädige Frau in ganz uneigennütziger Weise von etwas in Kenntnis setzen, was Sie erstaunen und warnen dürfte?"

„Warnen?"

„Ja, ich muß Sie warnen, gnädige Frau."

„Vor wem?"

„Ich war Kellner in ganz Europa, gnädige Frau, in Monte Carlo, in Madrid, in Genf, in London, in St. Moritz und lange Zeit in Zürich. Ich habe in den exklusivsten Hotels gearbeitet. Aber so etwas habe ich noch nie beobachtet."

„Was meinen Sie?"

„Gnädige Frau müssen mir allerdings versprechen, Herrn Riebauer nichts davon zu sagen."

„Wenn Sie wollen. Was gibt es?"

„Bitte, haben Sie die Güte, dieses Foto zu betrachten, möglichst unauffällig."

Der Mixer schob Marina auf einem silbernen Tablett ein Foto in Postkartengröße hin. Die weiße Seite lag nach oben.

Marina drehte die Postkarte um, sah die Fotografie, wurde rot.

Sie erblickte das Bild eines weiblichen Wesens, das bis zum Nabel nackt im Fond eines Autos saß: das Gesicht, die durstig geöffneten Lippen, die vollen Brüste — schräg von vorn im Blitzlicht aufgenommen. Marina sah fassungslos auf das Foto. Zunächst begriff sie gar nichts. Dann riß sie sich zusammen und fragte mit einer Stimme, die gleichgültig wirken sollte, die jedoch vor Erregung schwankte:

„Was soll das? Wer ist diese Frau?"

„Die Dame, mit der Herr Riebauer vor Ihnen hier jede Nacht getanzt hat, gnädige Frau. Herr Riebauer hat gestern abend ein halbes Dutzend solcher Bilder an die angeheiterte Herrengesellschaft in unserer Bar verkauft. Er bietet sie jedem an. Fünf Mark kostet das Stück."

Marina sah den Mixer, der keine Miene verzog, kopfschüttelnd an:

„Einer solchen Situation darf man sich eben nicht aussetzen. Dieser Frau geschieht ganz recht. Aber warum warnen Sie m i c h ?" Und ohne seine Antwort abzuwarten:

„Vielleicht haben Sie recht. Man kann lustig sein und tanzen, aber man muß immer wissen, was man tut."

Mit diesen Worten stand sie auf und sagte:

„Grüßen Sie den Fotografen. Ich danke Ihnen. Gute Nacht." Dabei schob sie dem Mixer einen Zwanzigmarkschein hin, nickte ihm freundlich zu und verließ die Bar.

Am nächsten Morgen fuhr sie nach Hause, einen Tag früher als beabsichtigt. Der Motor sang sein Hundertkilometerlied, und Marina schwor sich, von jetzt an jedem Mann zu mißtrauen. Sie nahm sich vor, nie mehr ohne das Kind zu verreisen.

★ ★
★

Der Anlaß zu einer Reise mit Beate ergab sich bald. Rolf hatte in seinem Beruf große Erfolge. Er war ganz in seine Arbeit eingespannt. Es gab auch viele Probleme und Sorgen, aber seiner Energie gelang es immer wieder, sie zu bewältigen.

Er hatte Marina eine gemeinsame Reise an den Genfer See versprochen, die er immer wieder verschieben mußte. Und als es sich im Herbst als notwendig für ihn erwies, wegen einer Gemeinschaftsproduktion nach Hollywood zu fliegen, schlug er Marina vor, während der Zeit seiner Abwesenheit mit Beate an den Genfer See zu fahren.

Er hatte die Absicht, nach seiner Rückkehr von Amerika nachzukommen oder wenigstens Frau und Kind abzuholen.

Marina und Beate wohnten in Lausanne im Hotel Ouchy Palace. An den meisten Tagen machten sie Spazierfahrten auf dem Genfer See, bewunderten das großartige Alpenpanorama mit dem schneebedeckten Montblanc über den Wolken, oder sie wanderten durch die Weinberge bei Vevey, wo die Lese in vollem Gang war. In der Mittagssonne der milden Herbsttage saßen die Winzer und Winzerinnen mit ihren Kindern auf den Stufen der terrassenförmig aufsteigenden Weinberge, aßen Weißbrot und Käse und tranken den selbstgekelterten Roten dazu.

Für Beate waren diese Wochen ein einziges großes Fest — voll von Eindrücken, Erlebnissen und rasch geschlossenen Freundschaften.

Nach vierzehn Tagen wußte Beate die französischen Vokabeln für: Guten Morgen, Frühstück, danke, spazierengehen, Weintrauben, Mittagessen, 20 Liter Benzin, Dampfer, Himbeereis, Gute Nacht.

Marinas Dankbarkeit und Glück darüber, ein so entzückendes, von allen Menschen geliebtes Kind zu haben, wurde noch tiefer und inniger. Wo sie auch hinkam, verwöhnte man das kleine fünfjährige Mädchen, das sich im Hotel mit dem um ein Jahr älteren Sohn eines Baseler Fabrikanten angefreundet hatte. Diese Kinderfreundschaft sollte dazu führen, daß Marina eines Tages beinahe die Fassung verlor.

Der kleine Georges fragte, als er mit Beate in deren Zimmer herumtobte und dabei das Bild Rolfs von der Kommode stieß:

„Ist das dein Papi?"

Als Beate ja sagte, meinte er:

„Das ist aber komisch, du siehst gar nicht aus wie deine Mami und gar nicht wie dein Papi. Wem siehst du eigentlich ähnlich?"

Beate stürzte auf ihre Mutter zu und fragte aufgeregt:

„Sehe ich denn nicht aus wie Papi?"

In diesem Augenblick kam es Marina zum erstenmal zum Bewußtsein, daß sie noch nie darüber nachgedacht hatte, wer der Vater Beates eigentlich sei. Die Frage nach dem Vater ließ sie von diesem Augenblick an nicht mehr zur Ruhe kommen.

Wie mochte wohl der Mann aussehen, dessen Eigenschaften dieses Kind offensichtlich geerbt hatte? Immer wieder betrachtete sie ihr Kind. Wie anders war Beates Schönheit gegenüber ihrer eigenen. Fast beneidete sie das Kind um das volle kastanienbraune Haar. Ihre eigene Blondheit erschien ihr dagegen beinahe fad. Der Schnitt der Augen hatte etwas faszinierend Fremdartiges. Der Blick der graublauen Iris verriet wache Intelligenz, der Mund ausgesprochene Sensibilität. Der ganzen Erscheinung des Kindes haftete etwas Edles an, das Marina bei sich selber vermißte. Und das konnte Beate nur von jenem Unbekannten haben, dessen Bild Marina sich vergeblich vorzustellen versuchte.

Als Rolf Meyberg etwas verspätet seine kleine Familie endlich abholte und Beate dem Vater jubelnd um den Hals fiel, stand Marinas Entschluß fest. Dieser Entschluß ließ ihr Herz schneller schlagen, während sie am Steuer des Wagens Rolf und Beate, die in froher Ferienstimmung waren, nach Hause fuhr.

* * *

Sie war noch keine zwölf Stunden zu Hause, als sie sich bei dem Frauenarzt Dr. Trautmann melden ließ. Er empfing sie in seinem Sprechzimmer.

„Ich habe einiges mit Ihnen zu besprechen, Doktor."

„Dauert es länger, gnädige Frau?"

„Ich denke ja."

„Darf ich dann noch eine Patientin vorher versorgen. Es ist die letzte heute."

Marina erhob sich.

„Bitte bleiben Sie", sagte Dr. Trautmann und legte eine Hand auf ihre Schulter.

Als er nach zehn Minuten aus dem danebenliegenden Behandlungsraum zurückkam, hatte sie sich genau überlegt, was sie ihm sagen wollte:

„Ich freue mich, daß Sie etwas Zeit für mich haben", begann sie.

„Von jetzt an unbeschränkt, liebe Frau Marina."

„Das ist gut."



„Kommen Sie bitte sofort, Herr Doktor! Mein Mann hat den Ball verschluckt, und wir wollen die Partie gern zu Ende spielen!"

„Was führt Sie zu mir? Sie sehen ausgezeichnet aus."

„Oh, danke, ich bin gesund. Körperlich zumindest. Aber sonst steht es nicht zum besten."

„Welche Schwierigkeiten könnten Sie haben — eine Frau wie Sie?"

„Können Sie sich das nicht vorstellen, Doktor? Sie sind doch ein erfahrener Frauenarzt. Die weibliche Psyche wird Ihnen nicht weniger vertraut sein als der weibliche Körper. Sie sind Spezialist für komplizierte Dinge."

„Es ist alles halb so schlimm! Pardon, Sie wissen, was ich meine."

„Sie meinen, es ist alles einfacher, als wir Frauen es uns vorstellen. Sie haben nicht recht damit."

„Ich lasse mich immer gern belehren. Womit kann ich Ihnen dienen?"

„Wie soll ich's sagen?" Marina holte tief Luft und sah den soignierten Herrn im weißen Ärztekittel abwägend an. Sie hatte kein Vertrauen mehr zu den Männern. Aber dieser hier war Arzt und wurde honoriert. Sie sagte:

„Sagen Sie, Doktor, haben Sie sich eigentlich mal Gedanken über mich gemacht? Sie kennen mich, meinen Körper, meinen Blutdruck, mein Herz, meine Lunge, wie meine Leber und Galle arbeiten, alles ist Ihnen bekannt. Aber wissen Sie über mich Bescheid? Wie soll ich sagen? Wissen Sie über mich als Frau Bescheid?"

Dr. Trautmann warf einen prüfenden Blick auf Marina. Dann fragte er, ob er rauchen dürfe. Er holte sich eine Zigarre und steckte sie an.

„Natürlich habe ich über Sie nachgedacht. Ich beschäftige mich mit allen meinen Patientinnen. Das ist meine Pflicht. Leib und Seele sind eine Einheit; ein schlechter Arzt, der nicht das Ganze sieht."

„Um ein Ganzes richtig zu sehen, muß man sich doch wohl erst mit den Teilen beschäftigen, nicht wahr?"

Trautmann zog nachdenklich an der Zigarre:

„Die Analyse vor der Synthese, ganz richtig!"

„Ich hatte bis jetzt den Eindruck", fuhr Marina fort, „daß Sie sich, was mich angeht, zu sehr nur mit einer Seite meines Wesens beschäftigt haben. Ich meine, irgendwie war Ihnen mein Leib wichtiger als meine Seele. Sie haben mich beispielsweise nie gefragt, ob ich glücklich bin."

„Ich habe es mir versagt, Sie das zu fragen." Dr. Trautmann lächelte verbindlich.

„Sie hätten mich aber danach fragen müssen. Gehört das nicht zur Behandlung?"

„Sie machten nie den Eindruck, unglücklich zu sein. Wenigstens nicht in letzter Zeit."

„Haben Sie sich nie gefragt: wie kommt eigentlich diese junge Frau mit sich zurecht? Sie kennen den Status meines Mannes. Sie wissen, wie es mir bei ihm geht."

„Er verwöhnt Sie über alle Maßen!"

„Weil er mir über alle Maßen etwas schuldig bleibt!"

Dr. Trautmann blickte sie durch den Rauch seiner Zigarre forschend an:

„Ich weiß es. Niemand bedauert so etwas mehr als ein Frauenarzt. Aber in Ihrem Fall war mir bislang unbekannt, daß Sie etwas entbehren."

„Aber es ist doch normal, wenn man es entbehrt." Marina sagte das streng und sachlich.

Trautmann antwortete im gleichen Ton:

„Selbstverständlich."

„Sie halten mich also für anormal?"

„Ihr Gatte behauptete, daß Sie diesen Dingen gleichgültig gegenüberstehen. Nach dem Faschingsfest damals glaubte ich allerdings nicht mehr so ganz daran. Aber ich habe auch nichts Gegenteiliges erfahren. Weder Sie noch Ihr Mann ..."

Marina seufzte und unterbrach:

„Es läßt sich so schwer darüber reden."

„Tun Sie sich keinen Zwang an. Wie gesagt, es gehört zu meinen Aufgaben."

„Wie steht heute die Wissenschaft dazu?"

„Durchaus positiv."

„Was soll das heißen?"

„Nur die wenigsten Frauen sind heute imstande, auf die Erfüllung eines natürlichen Triebes zu verzichten, ohne daß nervöse Schäden oder seelische Störungen auftreten. Der moderne Mensch ist zu wenig verinnerlicht, zu wenig besinnlich, zu wenig religiös."

„Ich weiß", sagte sie ruhig und schlicht und sah ihm dabei unbefangen in die Augen.

Das verwirrte ihn. Er faßte sich sofort wieder und fragte:

„Und wie kommen Sie zurecht damit?"

„Gar nicht."

„Sind Sie deshalb hier?"

„Ja."

„Und Sie möchten einen Rat?"

„Ich brauche ihn dringend."

Der Doktor sagte langsam:

„Ich habe Ihnen damals geholfen, als Sie ein Kind wollten. Es war kein leichter Schritt. Jetzt bin ich am Ende meiner Mittel. Die Ehe ist eine Institution, die der Arzt zu respektieren hat."

„Was kann ich tun?"

Dr. Trautmann zögerte, ehe er widerstrebend fragte:

„Haben Sie an eine Scheidung gedacht?"

„Wie können Sie das fragen, nachdem Beate da ist! Außerdem würde sich mein Mann nie scheiden lassen. Er hat ja alles getan, um das zu vermeiden. Und ich könnte niemals auf mein Kind verzichten. So liegen die Dinge."

Dr. Trautmann hörte zu rauchen auf. Er blickte auf die verglühende Zigarre in seiner Hand, als er fragte:

„Und was denken Sie?"

„Ich denke, daß alles heillos verfahren ist und daß Sie mitgewirkt haben, daß es so weit kam!"

„Das ist ein schwerer Vorwurf. Sie sollten nicht undankbar sein!"

Der Doktor legte die Zigarre in den Aschenbecher und fuhr zögernd fort:

„Ich persönlich halte es mit der bürgerlichen Ordnung. Die Ehe ist mir heilig. Auch als Arzt halte ich an diesen Grundsätzen fest. Aber wenn es um Glück und Gesundheit geht, verbleibt auch mir nur der eine Vorschlag, das kleinere Übel dem größeren vorzuziehen. Was das kleinere, was das größere ist, vermag nur der Mensch zu entscheiden, den es angeht. Vielleicht gäbe es in Ihrem besonderen Fall noch etwas anderes."

„Etwas anderes?"

„Einen Kompromiß."

Marina schwieg lange Zeit. Dann sagte sie leise:

„Ich habe es versucht."

Trautmann sagte:

„Ah!"

„Es war eine Katastrophe. Es gibt eine Form der Erniedrigung, die unerträglich ist, lieber Doktor."

Der Arzt zog es vor, zu schweigen.

Marina fuhr leise fort:

„So wie ich vor Ihnen sitze, bin ich die unglücklichste Frau der Welt. Und was ist schuld daran? Ich war ein junges, törichtes, unreifes Geschöpf. Man hätte mich warnen müssen. Mein Mann hätte mich nicht heiraten dürfen. Er ist ein

armer Mensch, aber er hätte mich nicht heiraten dürfen. Er ist der beste Kamerad. Er wäre der allerbeste Vater. Aber ich bin noch jung. Und das Schlimmste, ich war noch nie richtig jung. Sie hätten nicht mithelfen dürfen, diese Ehe, die keine ist, zu verlängern."

„Sie verlangen etwas viel von einem Arzt."

„Sagten Sie nicht, daß ein Arzt das Ganze sehen müsse?"

„Und was sollte ich tun, wenn ich das heute sehe?"

„Mir helfen, den echten Vater meines Kindes zu suchen."

„Was erwarten Sie sich davon?"

„Alles!"

„Ich verstehe nicht." Er zündete sich die Zigarre nochmals an.

„Wenn Sie eine Frau wären", sagte Marina, „würden Sie mich genau verstehen..." Sie holte tief Atem. „Beate ist ein so liebenswertes Menschenkind. Ich sage das nicht, weil sie meine Tochter ist. Im Gegenteil, ich wundere mich immer, wenn ich sie beobachte, wie wenig Beate von mir mitbekommen hat..."

„Ich finde, sie hat viel von Ihnen..."

„Vielleicht äußerlich dies und jenes. Aber ihr Charakter, ihr Verstand, das ist alles anders. Ich bin eine törichte Frau, mein Charakter ist recht zweifelhaft. Nichts habe ich bis jetzt im Leben geleistet, nur dummes Zeug geredet, dummes Zeug getan. Woher soll das Kind seine guten Eigenschaften haben? Sehen Sie, Doktor, diese Selbsterkenntnis zum ersten Mal jetzt, wo ich vernünftig bin, sagt mir so viel über Beates Vater aus, daß ich ihn kennenlernen möchte. Begreifen Sie doch, ich muß ihn kennenlernen!"

Dr. Trautmann hatte aufmerksam zugehört. Einmal hatte er eine abwehrende Bewegung versucht, es aber sofort wieder unterlassen, Marina zu unterbrechen. Jetzt versuchte er ein Lächeln und sagte:

„Sie sind zu bescheiden! Ich kenne das Kind nicht so genau. Aber wenn es stimmt, daß es lauter gute Eigenschaften hat, dann wollen wir doch vor allem hoffen, daß es sie behält."

„Mehr haben Sie dazu nicht zu sagen?"

„Doch, doch! Ich freue mich, daß wir es in der Auswahl des biologischen Vaters so gut getroffen haben. Keine körperlichen und seelischen Mißbildungen, das ist schon recht erfreulich. Man weiß heutzutage ja nie..."

„Auswahl! Sie haben also ausgewählt? Wundert es Sie, daß ich den Namen eines Auserwählten erfahren möchte?"

„Sie vergessen meine ärztliche Schweigepflicht. Sie wissen, was Sie damals unterschrieben haben."

„Ich habe eine Menge unterschrieben, Doktor. Aber ich wußte nicht, was ich tat. Es ist sittenlos, wenn man so etwas unterschreibt."

„Sie haben es jedenfalls getan! Auch ich habe eine Menge unterschrieben. Es mußte sein, und es ist gut so. Ich verstehe nicht, warum..."

Marina wurde erregt. Sie ließ den Arzt nicht aus dem Auge, als sie einwarf:

„Es ist schlecht; es ist wider die Natur! Wollen Sie denn nicht verstehen, daß ein Kind das Recht hat, seinen leiblichen Vater oder zumindest dessen Namen zu kennen? Das ist das natürliche Recht des Menschen!"

„Ein Recht, auf das Sie damals ausdrücklich verzichtet haben."

„Ich habe verzichtet, ja ich! Aber hat das Kind verzichtet? Es war ja noch gar nicht auf der Welt..."

„Es wäre nie zur Welt gekommen, wenn Sie damals nicht verzichtet hätten. — Verzeihung, ich spreche hier als advocatus diaboli. Ich persönlich verstehe Sie. Ich sagte Ihnen schon, daß mir die Forderungen und Vorstellungen heilig sind, auf denen unsere christliche Ehe beruht. Aber nachdem wir uns schon mal dagegen versündigt haben, müssen wir auch konsequent bleiben. Schon deshalb, weil uns nichts anderes übrigbleibt."

„Nichts anderes übrigbleibt? Damit finde ich mich niemals ab!"

„Vergessen Sie nicht, Gnädigste, daß es sich nicht nur um Sie und mich und Ihren Gatten handelt, sondern um einen Vierten, dem damals zugesichert wurde, daß sich niemals jemand seiner erinnern werde. Ich habe das zugesichert, ich werde das Versprechen halten. Aus meinem Mund werden Sie kein Wort erfahren. Ich sagte doch schon: die ärztliche Schweigepflicht bindet mich."

„Sie wissen also, wer Beates Vater ist!"

Dr. Trautmann zog an seiner Zigarre und sagte betont kühl: „Schon diese Frage, verehrte gnädige Frau..."

„Aber ich bitte Sie... ich beschwöre Sie!"

„Es handelt sich doch nicht nur um Sie. Verstehen Sie doch endlich. Es geht um jenen Vierten und — schließlich auch um Ihren Mann!"

„Um meinen Mann?"

„Um Ihren Mann und um Ihr Kind! Beate hat jetzt einen Vater, wie sie sich keinen besseren wünschen kann. Ihr Mann tut alles für die Kleine. Er kann ihr eine glückliche Jugend und eine sorglose Zukunft sichern."

„Ist das nicht sehr materiell gedacht?"

„Wenn Sie es so empfinden!"

Dr. Trautmann drückte ärgerlich die Zigarre in die Aschenschale.

„Ihr Gatte ist nicht nur als Vater an dem allen beteiligt, sondern auch als Mann. Ich kann mir denken, daß er es nicht verstünde, wenn Sie sich für einen Mann interessierten, auf den er in jeder Sekunde seines Lebens eifersüchtig sein müßte, wenn Sie ihn kennten. Sie wissen, wie sehr er unter seinem Schicksal leidet. Er hat Anspruch auf Ihr Mitgefühl!"

„Gewiß", gab Marina zu, „aber eines Tages muß auch Beate wissen, wer ihr wirklicher Vater ist!"

„Da bin ich erstens anderer Ansicht, und zweitens hat das noch gute Weile."

Marina wurde heftig: „Wir verzetteln uns in Redensarten. Ich möchte jetzt eine eindeutige, klare Antwort. Wissen Sie, wer der Vater meines Kindes ist?"

Da stand Dr. Trautmann auf und sagte ruhig:

„Nein."

Marina erhob sich gleichfalls.

„Nein? — Das ist eine Lüge!"

„Es ist keine Lüge."

„Warum sprechen Sie dann so lange darüber? Was ist mit dem Vierten? Und was ist das mit der Eifersucht meines Mannes? Ich verstehe überhaupt nichts mehr."

„Um es Ihnen genau zu sagen: Ich kenne diesen Vierten, den Spender, nicht. Ein anderer kennt ihn, auch ein Arzt. Mehr kann ich Ihnen nicht sagen. Sie können sich vorstellen, daß der Kollege vorsichtig war und das vorausgesehen, zumindest mit eingerechnet hat, was heute hier geschehen ist. Vielleicht wird Ihnen nun klar, daß Sie den Vater Ihres Kindes niemals finden werden."

„Das ist teuflisch!"

„Nein, das ist notwendig. Ohne solche Vorkehrungen sind Kinder wie Beate unmöglich."

Marina setzte sich verzweifelt nieder. Es war ihr, als schwanke der Boden unter ihren Füßen. Sie fühlte, daß es vergeblich war, gegen diese Wand aus männlichem Denken und Unverständnis anzurennen. Ihre eigene Hilflosigkeit drohte sie zu überwältigen.

„Es tut mir leid!" Dr. Trautmann blieb stehen und gab damit zu erkennen, daß er die Unterredung zu beenden wünschte.

Marina antwortete nur noch mit schwacher Stimme:

„Ich sehe, Sie werfen mich hinaus. Aber seien Sie versichert, daß ich mich nicht geschlagen gebe. Ich werde jetzt meinen Mann veranlassen, mir die Adresse dieses Arztes zu geben, der mir vielleicht mehr zu sagen weiß. Vielleicht hat sich Ihr Kollege in seinem hohen Beruf ein menschliches Herz bewahrt."

„Ein menschliches Herz und einen männlichen Verstand, wie ich hoffe. Ich warne Sie. Tun Sie nicht etwas, was mehr schaden als nützen könnte. Denken Sie an Ihr Kind. Die Welt ist roh, und keiner hätte mehr darunter zu leiden als Beate, die heute die Tochter eines hochgeachteten Mannes ist und die morgen schon... Aber ich will es Ihnen überlassen, sich das auszumalen."

Marina sah Dr. Trautmann lange an. Dann erhob sie sich und ging müde zur Tür. Sie war jetzt vollends verwirrt.

Am nächsten Morgen erschien Marina nicht am Frühstückstisch, sondern ließ ihren Mann bitten, in ihr Zimmer zu kommen.

„Was willst du?" fragte er nervös.

„Wer ist Beates Vater?"

Rolf wurde blaß.

Fortsetzung folgt

Ihr Wochen-Horoskop

für die Zeit vom 17. bis 23. März 1956

Widder (21. III.—20. IV.)



21.—31. III.: Sie haben lange gesät — jetzt beginnt langsam die Ernte. Die kleine Enttäuschung in der ersten Wochenhälfte ist für die Gesamtsituation ohne Bedeutung. Verwöhnen Sie einen Partner!

1.—10. IV.: Sie müssen Ihre Empfindlichkeit eindämmen, wenn Sie sich gerade in der kommenden Woche nicht fortgesetzt Enttäuschungen aussetzen wollen. Mit Gelassenheit und äußerer Kühle (auch bei brennendem Herzen!) sind Sie allen Konkurrenten überlegen.

11.—20. IV.: Lassen Sie sich durch einige Kapriolen des Schicksals nicht ins Bockshorn jagen. Es folgen Ereignisse nach, die Ihnen, sozusagen mit sanfter Gewalt, einen neuen Begriff des Glücks verschaffen.

Stier (21. IV.—20. V.)



21.—30. IV.: Sie erkennen in dieser Woche einen „Bekannten" als echten Freund. Wenn Sie richtig reagieren, geraten Sie — über einige Umwege — in eine Glücksgasse von beträchtlicher Länge.

1.—10. V.: In einer Herzensangelegenheit müssen Sie unbedingt den Verstand ausschalten, wenn Sie nicht ein vollkommenes Fiasko erleben wollen. Sparen Sie sich den Verstand für den Beruf: zunächst wenigstens!

11.—20. V.: Sie werden überrascht entdecken, daß Sie eine große Chance übersehen haben, nur weil Sie nicht mehr an das Glück geglaubt haben. Versuchen Sie in anderer Beziehung auch die bisherige Resignation sein zu lassen.

Zwillinge (21. V.—21. VI.)



21.—31. V.: In beruflicher Hinsicht stehen Sie vor einer letzten Hürde. Die Aspekte sind nicht unbedingt gut, aber Sie haben das Glück in der Hand, wenn Sie gefühlsmäßig richtig handeln. In der Liebe wird aus einer Niederlage ein Erfolg.

1.—10. VI.: Sie sollten sich vornehmen, Lust und Leid Ihres Lebensganges mit Ihrem nächsten Partner zu teilen. Nur dann ergibt sich jene Harmonie aus Helfenmüssen und Helfendürfen, die ein Teil des echten Glückes ist.

11.—21. VI.: Was Sie als Pech sehen, ist der Beginn des Glückes. Denn das Pech ruft und stärkt Ihre besten Kräfte, und nur mit Ihren besten Kräften gelingt Ihnen der ersehnte Erfolg.

Krebs (22. VI.—22. VII.)

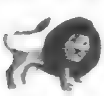


22. VI.—2. VII.: Lassen Sie die Zügel etwas locker, sonst verlieren Sie das Ziel aus den Augen. Gerade jetzt täte eine Besinnung gut, ein ruhiger Blick ins Innere. Der lange Atem, den Sie daraus beziehen können, ist die Vorbedingung allen Glückes — auf jedem Gebiet.

3.—13. VII.: Ihr Herz bekommt durch eine überraschende Begegnung Überbeschäftigung und verwirrt mit Erfolg Ihren Verstand. Erfreulicherweise glückt es dem Glück, sich in dem allgemeinen Wirrwarr durchzusetzen.

14.—22. VII.: In Berufsdingen müssen Sie in dieser Woche mehr kühle Distanz, in Liebesdingen mehr Herz und Gefühl zeigen. Einer Ihrer Partner wird zu Unrecht übersehen, Sie können einen Erfolg vertun!

Löwe (23. VII.—23. VIII.)



23. VII.—2. VIII.: Es hat keinen Sinn, wenn Sie aufbrausen, weil Ihre Eitelkeit verletzt wurde. Sie stehen in einer so vorzüglichen Position, daß Sie es sich wirklich leisten können, Gelassenheit zu zeigen: nur so kommen Sie dem großen Ziel nahe.

3.—13. VIII.: Wenn Sie gegen andere tolerant und gegen sich selbst unnachsichtiger werden, wird sich die Glückswaage auf Ihre Seite neigen. Also: mehr Selbstkritik und statt Einbildung nur Selbstbewußtsein.

14.—23. VIII.: Sie laufen Gefahr, sich durch Unsicherheit einen Erfolg zu verderben. Zumindest sollten Sie jetzt Ihre Verwirrung verbergen und nach außen Zuversicht und ruhige Selbstsicherheit zeigen.

Jungfrau (24. VIII.—23. IX.)



24. VIII.—3. IX.: Sie müssen sich zu einer Attacke entschließen, wenn Sie nicht zusehen wollen, wie Ihr Herz verödet! Auf zwei Gebieten kommen Ihnen Glückschancen entgegen. Seien Sie hellsichtig!

4.—13. IX.: Die Woche wird beweisen, daß das Glück auch in Wunderdeutschland keine mechanische Einrichtung und daß es immer neu erworben werden muß. Das ist für Sie die Warnung vor einem gefährlichen Sichgehenlassen.

14.—23. IX.: Ihre innerliche Ruhelosigkeit, in der kommenden Woche aus äußeren Anlässen besonders aktuell, gefährdet einen Aufstieg. Denken Sie daran, daß auch der größte Erfolg immer nur ein Kompromiß bedeutet.

Waage (24. IX.—23. X.)

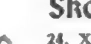


24. IX.—3. X.: Vergessen Sie die Vergangenheit, wenn Ihnen jetzt ein neuer Mensch und mit ihm ein neues Lebensziel entgegenkommt. Man wird Ihre Vorzüge und deren Kehrseiten verstehen und lieben.

4.—13. X.: Sie werden einer Verführung zum Opfer fallen, viel Vergnügen dabei haben und wenig Reue spüren. Das Glück besteht darin, daß Sie wertvolle Lebenserfahrung sammeln, und zwar so, daß es Ihre Lebenskraft bereichert.

14.—23. X.: Sie haben wenig Grund zu Pessimismus, auch wenn Sie schon geraume Zeit im Schatten des Glücks leben. Sie scheinen bereits hellsichtig geworden zu sein für die wirkliche Qualität des Glückes: das Verdienst und seinen Lohn.

Skorpion (24. X.—22. XI.)



24. X.—2. XI.: Ein langverdientes Glück stellt sich auf merkwürdigen Umwegen ein. Sie sollten es mit einem vernachlässigten Partner teilen. Mißtrauen Sie einem Lob, das Ihnen aus spekulativen Gründen bezeigt wird.

3.—12. XI.: Es ist schwer, Ihnen für diese Woche zu raten. Die Konstellation verspricht Glück auf zwei Wegen. Das kann für Beruf und Herzensdinge gelten. Am besten: Sie erwarten kein Zufallsglück, sondern überschauen Ihr Verdienst. Dann erkennen Sie das Glück um so mehr.

13.—22. XI.: Sie müssen eine gesteigerte Aktivität entfalten und aus dem Verplempern Ihrer Kräfte — auch Ihrer Herzenskräfte! — herauskommen. Ihre Position ist gut, die Sterne stehen mit Ihnen.

Schütze (23. XI.—21. XII.)



23. XI.—3. XII.: Sie werden Sorgen bekommen aus Krankheiten und beruflichem Mißlingen, was aber auch einen Partner betreffen kann. Vergessen Sie nicht, daß Sie an sich in einem Glücksfeld stehen: bewahren Sie sich die Fähigkeit, das jeden Tag neu zu erkennen.

4.—13. XII.: Während Sie sich noch über Kleinigkeiten aufregen, kommt ein Erfolg über Sie, den Sie am wenigsten erwartet haben. In Liebesdingen kommen vorzeitig Nachsommergefühle über Sie, die wohltätig Ihr Herz salben.

14.—21. XII.: Sie erkennen die Bedeutung eines lange unterschätzten Partners ausgerechnet aus einer Verleumdung. Ihre Aspekte sind gut, das Glück wird sich mit wachsender Erkenntnisfähigkeit anreichern.

Steinbock (22. XII.—20. I.)



22. XII.—1. I.: Es wird eine Entscheidung fällig, zu der Sie alle Verstandes- und Herzenskräfte brauchen. Trennen Sie Beruf und privates Leben, halten Sie einerseits Distanz und zeigen Sie andererseits Toleranz.

2.—11. I.: Sie lassen sich allzu leicht beeinflussen und wackeln dadurch viel zu oft auf dem Postament Ihres Selbstbewußtseins. Halten Sie mehr Abstand zu den Menschen, die nicht unmittelbar in Ihren gesicherten Lebenskreis gehören.

12.—20. I.: Nehmen Sie Kritik ohne Widerspruch hin und denken Sie über den Anlaß nach. Selbstkritik kann Sie, vor allem in der kommenden Woche, drei mächtige Schritte vom Fleck bringen. Übrigens in zweierlei Hinsicht!

Wassermann (21. I.—18. II.)

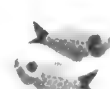


21.—31. I.: Sie werden abermals feststellen, daß sich das Glück nicht kommandieren läßt. Es ist immer eine Form von Harmonie, die einem Verdienst oder einer Reihe von Verdiensten folgt — und dann auch bleibt, ja wächst.

1.—11. II.: Klären Sie ein Mißverständnis, die Glücksgöttin steht mit zwei sehr verschiedenen Gaben bereit. Privat- und Berufsleben werden beeinflußt, ein Wechsel steht bevor.

12.—18. II.: Sie müssen Ihr Herz an die Kette legen, wenn Sie nicht in einen tollen Wirrwarr mit peinigenden Folgen geraten wollen. Im Beruf wächst langsam, aber stetig ein Erfolg heran.

Fische (19. II.—20. III.)



19. II.—1. III.: Sie müssen zurückschauen und dankbar sein, wenn Sie den Maßstab für das Glück nicht übersteigern wollen — und damit ewig unglücklich bleiben. Vergessen Sie nie, daß Sorgen notwendig sind: als Kontrapunkt des Glückes.

2.—11. III.: Für ein hohes Ziel und eine gute Sache, die Sie in dieser Woche klarer denn je erkennen, sollte Ihnen keine Anstrengung als zu groß erscheinen.

12.—20. III.: In beruflicher Hinsicht könnte sich die gewohnte Sonne des Erfolges vorübergehend verdunkeln. Es ändert nichts am Vorankommen im ganzen. Eine Herzensangelegenheit wird Sie in heilsam-heillose Verwirrung bringen.



Günstige Aussichten bieten sich sowohl in geschäftlichen wie in persönlichen Dingen allen, die ihre Geburtstage unter folgenden Daten finden: 1., 17. und 30./31. Jan., 4.—8. Febr., 27.—30. März, 4. und 23.—29. April, 7., 19.—23. Mai, 6. Juni, 23.—28. Juli, 11.—15. August, 5. und 11.—14. September, 1. Oktober, 1. und 13.—18 November, 4. und 19. Dezember.

Glückspilze sind in dieser Woche alle, die an einem der folgenden Tage geboren sind: 17. Januar, 8. und 11. Februar, 30. März, 18. und 29. April, 23. Mai, 20. Juni, 15. Aug., 14. u. 28. Sept., 1. Oktober, 18.—20. November, 19. u. 24. Dezember.





EINE TIEFUNGLÜCKLICHE FRAU sah man in den beiden letzten Friedensjahren oft in Hitlers Gesellschaft: die blonde, melancholische Inga Ley. Man sagte, die Frau des „Reichsorganisationsleiters und Führers der Deutschen Arbeitsfront" sei in Hitler verliebt gewesen, und die Fotos, die REVUE in diesem Heft zum ersten Male zeigt, widersprechen dem nicht. Dr. Ley hat seiner Frau tiefste Enttäuschungen bereitet. Sie litt unter dem Prunk, mit dem er ihr Leben auszufüllen

Goebbels übe

UNSERE MEINUNG:

Ein preußischer Ministerpräsident im ledernen Jagdanzug, mit goldenen Runenzeichen auf dem Bauch, ein Löwe zu seinen Füßen, ein Speer in seiner Hand; dann erscheint der Reichsminister und sein gräflicher Freund; schließlich kommt eine kleine Tänzerin herein; hat einen Nervenzusammenbruch wegen eines „Sittenkommissars", der sich als verkleideter SA-Führer herausstellt — wer das in einer Komödie darstellen wollte, dem würde man raten, sein faules Stück doch auf einer balkanischen Provinzbühne aufführen zu lassen.

Das aber ist der Punkt, dessenthalben REVUE eine Aufgabe zu erfüllen glaubt, wenn sie diese unbekannten Einzelheiten aus der Historie des Dritten Reiches veröffentlicht.

Denn, seien wir ehrlich, die „Balkanisierung" Deutschlands, das Werk der Göring und Goebbels und Helldorf, wirkt sich auch heute noch aus. Insbesondere die Jüngeren unter uns wissen vielleicht gar nicht, was das Wort „Deutschland" in der Welt vor der „Machtergreifung" dieser Balkankomödianten bedeutet hat. Man muß kein „Deutschland-über-alles"-Patriot sein, um zu sagen, daß das Wort „Deutschland" bedeutete: Verläßlichkeit, Solidität, Fleiß, Bürgertugend, Unbestechlichkeit, Beamtenehre, Anstand und Moral im besten, unheuchlerischen Sinne.

Wenn heute der Begriff „Made in Germany" allmählich wieder einen guten Klang gewinnt, dann ist es, weil wir alles getan haben, um der glücklichen Vergeßlichkeit der Welt in die Hand zu spielen. Aber wußte die Welt auch nichts von Episoden, wie REVUE sie heute veröffentlicht, so empfand sie doch, daß wir aus dem respektierten europäischen Kulturstaat zu einem Balkanstaat in des Wortes schlimmster Bedeutung herabgesunken waren.

Der Bericht, den wir heute lesen, ist „amüsant", vor allem aber ist er hintergründig. Hätten die Verbrecher, die uns zwölf Jahre beherrschten, noch Format gehabt! Aber die Männer um „Grace Golden" waren Henker und Possenreißer zugleich. Daß ihr Schauspiel so viele Menschen blenden konnte ...! **REVUE**



suchte, anstatt zunächst einmal die menschlichen Voraussetzungen für ein glückliches Ehe- und Familienleben zu schaffen. Drei Kinder gingen aus dieser zweiten Ehe Leys hervor (die jüngste Tochter hieß Lore: Lore Ley!). Im Jahre 1943 nahm Inga sich das Leben; jahrelang vorher schon hatte sie unter Schwermut gelitten, zu der die Neigung Leys zum Alkohol beigetragen haben dürfte. Robert Ley verübte 1946 im Nürnberger Gefängnis Selbstmord, bevor der Prozeß begann.

rlistet Göring

Graf Helldorf, der Berliner SA-Führer aus der „Kampfzeit", war einer der prominenten Adeligen in Hitlers Umgebung. Ergänzend zu Linges Bericht über seine zehn Jahre als Kammerdiener bei Hitler schildert REVUE, welche Rolle Helldorf spielte. Er war durch Frauenaffären berüchtigt. Im Jahre 1935, ein Jahr vor den Olympischen Spielen in Berlin, strebte Helldorf nach dem Posten des Polizeipräsidenten der Reichshauptstadt. Seine Freundschaft zu einer Tänzerin des Metropol-Theaters, Grace Golden, war Goebbels bekannt, der Helldorfs ehrgeizigen Wunsch förderte. Der „kleine Doktor" intrigierte gegen den damaligen Polizeipräsidenten Admiral a. D. v. Levetzow, dessen Vorgesetzter Göring war.

Dr. Goebbels ließ bei Göring einen Termin vormerken. Es war ein Abend, an dem Grace Golden im Metropol auftrat. Göring war als Preußischer Ministerpräsident Vorgesetzter des Polizeipräsidenten v. Levetzow. Auf diesem Umstand hatten Goebbels und Helldorf ihren Plan aufgebaut, wohlbemerkt, ohne Grace Golden etwas davon zu verraten. Dem Vorzimmer des Dr. Goebbels schärfte der Graf ein:

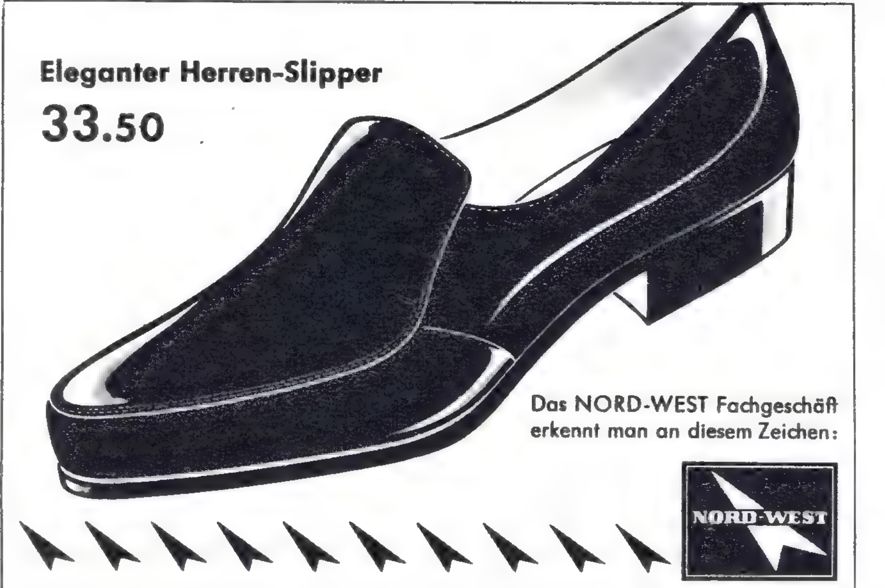
„Wenn die kleine Tänzerin vom Metropol hier anruft und nach mir fragt, dann schickt ihr meinen Wagen und laßt sie sofort zu Göring bringen! Ins Palais des Ministerpräsidenten! Zum Leipziger Platz!"

„Die Dame weiß Bescheid?" fragte der persönliche Referent.

„Sie weiß nicht, wo wir sind, aber sie wird hier anrufen!"

Damit verließen der Minister und Graf Helldorf das Haus am Wilhelmplatz, Sie nahmen den Wagen des Ministers, während das Auto Helldorfs beim Ministerium verblieb. An der Südseite des Leipziger Platzes durchfuhr man einen Torbogen und sah sich dann vor dem großen Haus, das dem Ministerpräsidenten zur Verfügung stand. Ein kleiner Teich befand sich vor diesem Haus, ein grüner Rasen erstreckte sich bis zum Landtagsgebäude, und eine große Steinterrasse befand sich vor dem Eingang.

Auf dieser Terrasse erwartete Göring seine Gäste. Er saß in einem breiten, mit Kissen gepolsterten Korbstuhl. Er trug ein braunes Ledergewand. Einem Monteuranzug sah dieses Kleidungsstück ähnlich. Aber es sollte wohl ein Jagdgewand darstellen, denn ein Gürtel mit goldenen Runen hielt es in Leibesmitte



zusammen, und mit goldenen Hifthörnern waren Kragen und Ärmel bestickt. Am Zeigefinger der rechten Hand glitzerte ein mächtiger Solitär, und diese rechte Hand ruhte auf einem Speer. Zu Füßen des Speers aber lag ein junger Löwe, ein Geschenk des Berliner Zoologischen Gartens.

Die beiden Besucher, Dr. Goebbels und Graf Helldorf, hatten die Rechnung ohne diesen jungen Löwen gemacht. Der knabberte seelenruhig am unteren Ende des Speers.

Sehr genau und mit allen Einzelheiten hat der Graf Helldorf seine Gespräche mit Goebbels, die dieser Szene vorausgingen, und diese Szene selbst geschildert. Das war zwei Jahre später auf dem Dachrestaurant des deutschen Ausstellungspavillons während der Pariser Weltausstellung. Dieses Restaurant wurde von einem der Freunde Helldorfs bewirtschaftet, dem bekannten Berliner Gastronomen Horcher, und prächtiger Laune war Helldorf damals in Paris, als er weitererzählte:

Görings Mund verzog sich beim Anblick seiner beiden Gäste zu einem breiten Grinsen, seine Zähne glänzten unnatürlich. Die runden Bäckchen sprangen dabei hervor und verliehen ihm den Ausdruck eines lachenden Kindes. Aber er war ein gefährliches Kind, seine Augen blieben kalt. Mit der linken Hand winkte er jovial den Näherkommenden zu und rief: „Mein lieber Goebbels!"

Goebbels verzog keine Miene. Er ärgerte sich über die Anrede. Sie war durchaus ungehörig, und es hätte in den Umgangsformen der Parteihierarchie lauten müssen: „Lieber Parteigenosse Goebbels!" In der Anrede aber, wie Göring sie gewählt hatte, lag die bewußte Herablassung des Höhergestellten zum Untergebenen.

Goebbels ärgerte sich also. Die Spannung zwischen den beiden Männern war nicht neu und weithin bekannt. Im Augenblick saß Göring in einer stärkeren Position. Er war Preußischer Ministerpräsident, und der Berliner Polizeipräsident unterstand ihm direkt. Goebbels war zwar Reichsminister, hatte aber in dieser Eigenschaft in Berlin nichts zu sagen. Auch als Gauleiter der NSDAP konnte er dem Polizeipräsidenten keine Befehle erteilen. Er konnte ihm Ratschläge geben, aber der „olle Seemann" verkroch sich hinter Görings breitem Rücken, und Göring freute sich nur, wenn Levetzow wieder einmal Goebbels hatte abblitzen lassen.

Helldorfs „dummes Gesicht"

Das also war die Situation. Mit der Begrüßungsformel Görings war die Spannung offenbar gemacht. Goebbels parierte, indem er das offizielle „Heil Hitler!" fortließ und korrekt antwortete: „Lieber Parteigenosse Göring ..." Im stillen dachte er: „Du wirst heute noch dein blaues Wunder erleben!"

Nun begrüßte Göring den Grafen Helldorf — um eine Nuance herzlicher. Der Unterton: Wir beide waren Offiziere in der kaiserlichen Armee und gehören dem gleichen Stand an — dieser Unterton schwang dabei mit. Helldorf aber wußte, worauf es ankam. Wenn er Polizeipräsident von Berlin werden sollte, dann war das nur mit Göring möglich.

Er setzte — wie er es genau einstudiert hatte — sein „dummes Gesicht" auf und begrüßte den Staatssekretär Körner, der jetzt dazutrat, mit dem freundschaftlichen Zuruf: „Tag, Pili, wie geht's?"

Der junge Löwe knabberte weiter am unteren Ende des Speers.

Goebbels ging nun geradewegs auf sein Ziel los:

„Der Polizeipräsident von Berlin hat fast alle Nachtlokale schließen lassen! Das kann doch nicht so weitergehen! Ich erinnere Sie, Parteigenosse Göring, an den berühmten „Zwickel-Erlaß"! Damals wollte die Polizei Schnitt und Maß der Badekostüme polizeilich verordnen! Das ist keine Reichshauptstadt mehr! Soll Berlin wieder ein Dorf werden?"

Göring hörte schweigend zu. Er änderte seine Haltung nicht im geringsten, seine rechte Hand schaukelte mit dem Speer.

„Gewisse Auswüchse", erwiderte er lässig, „gewisse Auswüchse sollen und müssen beseitigt werden. Der Admiral hat mir Bericht erstattet. Bei den Nachtlokalen, die geschlossen worden sind, handelt es sich lediglich um solche, die Treffpunkte gewisser Kreise darstellen!"

„Ihr Polizeipräsident schüttet das Kind mit dem Bade aus! Levetzows Handlungsweise ist nicht sittlich, sondern muffig. Eine Hauptstadt ohne Nachtleben ist keine Hauptstadt mehr!"

„Barkellner und Nachtportiers", entgegnete Göring, „sind kein Maßstab für das Wesen einer Hauptstadt."

„Gendarmen erst recht nicht", gab Goebbels bissig zurück. Und nun spielte er den ersten Trumpf aus: „Der Führer hat kürzlich zu mir gesagt, er wolle nicht, daß aus Berlin eine triste Stadt gemacht wird. Berlin soll eine Lichtstadt sein, die Paris übertrifft! Was Ihr Polizeipräsident macht, lieber Parteigenosse Göring, bewirkt das Gegenteil. Ein trister Polizeipräsident, eine triste Stadt!"

„Mir gegenüber hat der Führer davon nichts gesagt." Göring wurde unvermittelt ernst. Seine rechte Hand faßte den Speer und stieß ihn auf den Boden. Der junge Löwe knurrte erschreckt seinen Herrn an, dann riß er das Maul auf und gähnte. Ein paar mächtige Fangzähne wurden sichtbar. Das Tier schien älter, als es aussah.

„Ich als Preußischer Ministerpräsident würde so etwas wissen, wenn es gesagt worden wäre", sagte Göring mit großem Nachdruck.

Goebbels hatte dieses Argument erwartet: „Im nächsten Jahr findet die Olympiade in Berlin statt. Es soll ein Weltfest werden. Wenn man den Admiral weitermachen läßt, dann haben wir leere Bänke auf dem Reichssportfeld. Wollen Sie das verantworten, Parteigenosse Göring?"

Darauf war Göring nicht gefaßt. So weit dachte er nicht voraus; über seine Ressorts hinweg dachte er überhaupt nicht. Er warf seinem Staatssekretär Körner, genannt Pili, einen schnellen Blick zu. Der verstand. Sein Herr und Meister brauchte Hilfestellung. Aber ehe er etwas erwidern konnte, änderte sich die Szenerie. In der Toreinfahrt vom Leipziger Platz her, wurde ein Wagen sichtbar. Es war Helldorfs kleiner Sportwagen. Der Fahrer brachte das Gefährt unweit der Gruppe zum Stehen. Heraus sprang ein junges Mädchen von bezaubernder Blondheit. Sie stutzte einen Augenblick, dann betrat sie entschlossen die Terrasse und blieb vor dem Grafen Helldorf stehen. Zornig stampfte sie mit dem Fuß auf.

„Das ist das Empörendste, was einer Künstlerin passieren kann! Denken Sie an, Graf, was sich heute ereignet hat!"

„Die Dame ist Fräulein Grace Golden, die bekannte Tänzerin im Metropol-Theater!" Mit einer nonchalanten Handbewegung stellte Helldorf seine Freundin dem Hausherrn vor.

Göring musterte das junge Mädchen aus halbgeschlossenen Augen. Amüsiert, aber abwartend war sein Gesichtsausdruck. Wieder warf er Pili einen Blick zu, und dieser Blick sollte bedeuten: Dahinter steckt doch irgendeine Teufelei des kleinen Doktors. Aber Goebbels, dessen große Stärke in seiner Konzentrationsfähigkeit lag, hatte diesen Blick beobachtet. Schnell trat er auf das junge Mädchen zu:

„Was ist denn geschehen, Fräulein Golden? Wieso kommen Sie hierher?" Er warf einen Blick auf die Armbanduhr. „Die Vorstellung im Metropol-Theater ist doch noch gar nicht beendet."

„Na wat denn, wat denn!" In der Aufregung vergaß die Tänzerin ihren amerikanischen Namen und fiel in die Ausdrucksweise Alt-Moabits. „Wenn bei Ihrer Frau 'n Bulle erscheint und sie auffordert, sich auszuziehen, dann ist doch bei Ihnen auch Schluß, Herr Minister!"

„Ein Bulle?" fragte Goebbels, „ein Kriminalbeamter?"

„Und wat for'n Kriminalbeamter, da konnten Se zwei draus machen! Ich kommen grade von der Bühne zurück, da steht doch vor meiner Garderobe ein Mann in Hut und Mantel. Er sagt nichts. Ich an ihm vorbei in die Garderobe. Wie ich die Tür zumachen will, klemmt er den Fuß dazwischen und sagt nichts. Und dann steht er plötzlich vor mir und sagt, er sei Kriminalkommissar bei der Sittenpolizei!"

In diesem Augenblick verändert Göring seine Haltung. Er gibt seinen Speer an Pili. In Görings Gesicht beginnt es zu arbeiten. Er scheint noch zu suchen oder erst zu mutmaßen, was hier vorgeht. Unruhig rutscht er auf seinem Stuhl hin und her.

„Ein Kriminalkommissar der Sittenpolizei? Gibt es denn so was?"

„Natürlich! Das hat er doch gesagt, als er mich aufgefordert hat, die Kleider auszuziehen!"

Der Staatssekretär Körner hatte inzwischen den Speer sorgsam an die Hauswand gestellt. Er kehrte jetzt zu der Gruppe zurück und fragte unvermittelt: „Hat der Mann einen Ausweis gezeigt?"

„Wer denkt denn in so 'ner Lage an 'nen Ausweis? Er habe den Auftrag, zu prüfen, ob meine Unterkleidung den Vorschriften entspricht weil doch, wenn ich auf der Bühne tanze, der Rock fliegt, und dann werden die Dessous sichtbar! Na, und dann hat er mit seinen plumpen Händen ein Metermaß 'rausgezogen und an mir 'rumgefingert."

Jetzt endlich hat Göring begriffen, worum es geht. Er setzt sich aufrecht hin und fragt die Tänzerin in scharfem Ton:

„Wieso, mein Fräulein, kommen Sie ausgerechnet jetzt hierher? Woher wußten Sie . . .?" Dabei wirft er einen Blick auf Goebbels und Helldorf.

„Na, was sollte ich denn machen? Ich war sowieso mit dem Grafen verabredet. Als der Bulle dann endlich ging, hatte ich 'nen Nervenzusammenbruch. Ich konnte nicht mehr auftreten. Da rief ich den Grafen an, aber der war nicht da. Nur sein Auto kam!"

„Um Himmels willen", sagte in diesem Augenblick Goebbels, halblaut, aber klar verständlich. „Wenn das der Führer erfährt, die Vorstellung im Metropol abgebrochen! Er hat sich neulich erst die ‚Lustige Witwe' dort angesehen."

„Fräulein Grundmann!" rief Hermann Göring schneidend, „Fräulein Grundmann soll sofort den Admiral anrufen!"

Pili Körner eilte davon, um den Auftrag an Görings Sekretärin weiterzugeben. Dann kam er schnell wieder. Er durfte Göring jetzt nicht allein lassen.

Helldorf bemühte sich um die weinende Tänzerin. Ihre Aufregung und ihre Empörung waren offensichtlich nicht gespielt. Das war ihr anzumerken. Göring wußte, was auf dem Spiel stand. Die letzte Bemerkung Dr. Goebbels' hatte er wohl verstanden. Mit allem Charme, der ihm zur Verfügung stand, wandte sich Göring jetzt an die Tänzerin:

„Ich kann Ihre Aufregung völlig verstehen, mein Fräulein, und verspreche Ihnen, alles zu unternehmen, um diesen unerhörten Vorfall aufzuklären. Der Kerl wird zur Verantwortung gezogen. Wie sah er denn aus?"

Helldorf hatte inzwischen die Tänzerin zu einem Sessel geführt, wo sie, halb liegend, halb sitzend, mit allen Zeichen einer seelischen Erschöpfung Platz nahm. Jetzt warf er rasch ein:

„Das weiß man doch nachher nicht so genau, die Bullen sehen sich doch alle ähnlich! Lodenmantel, weicher Hut und schwarze Schnürschuhe, nicht wahr, Grace?"

Bitte lesen Sie weiter auf ***Seite 43***



MIT TEMPERAMENT UND CHARME beteiligte sich die attraktive, blonde, schlanke Frau an den Teegesprächen, und niemand merkte ihr dann an, wie unglücklich sie als Frau des zügellosen Dr. Ley war, der die junge Schauspielelevin in Görlitz kennengelernt hatte.



BEIM NACHMITTAGSTEE und bei halboffiziellen Anlässen in der Reichskanzlei übernahm Frau Ley in den Jahren 1938 und 1939 zuweilen die Rolle der Hausfrau, sehr zurückhaltend und im gebotenen Rahmen. Vor Frau Ley hatte Frau Magda Goebbels oft diese Funktion gehabt.



SOBALD HITLER SPRACH, lauschte Inga Ley gespannt und hingebungsvoll seinen Worten. Bei diesen Teerunden in der Reichskanzlei war Eva Braun niemals anwesend; erst während des Krieges ließ Hitler es zu, daß seine Geliebte im engeren Kreis seiner Parteiführer erschien.

WITZGALL

Sag's der RE

Leidenschaftliche Diskussion über die Todesstrafe

Der REVUE-Roman „Im Namen einer Mutter" von Teda Bork hat eine überaus heftige und leidenschaftliche Diskussion über die Todesstrafe unter den Lesern ausgelöst. Aus den zahllosen Zuschriften, die die Redaktion immer noch erhält, veröffentlichen wir nachstehend eine kleine Auswahl. D. Red.

Gefühlsduselei oder Bequemlichkeit?

Wenn Herr Gerd Müller in REVUE Nr. 9 von Humanitätsduselei (wo hörten wir doch dieses Wort so oft, und wann?) spricht, dann muß er sich und den vielen, die seiner Ansicht sind, sagen lassen, daß die Ansicht, die Todesstrafe wirke abschreckender als lebenslängliche Zuchthausstrafe, erst recht eine Gefühlsduselei ist. Woher weiß er denn, daß dem so ist? Er meint es aus dem Gefühl heraus. Nur hält diese Meinung der einzig sachlichen Nachprüfung nicht stand: Man vergleiche die Kriminalstatistiken entsprechender Länder mit und ohne Todesstrafe — die Länder mit Todesstrafe haben unter gleichen sozialen Voraussetzungen nicht weniger Gewaltverbrecher. Also hat Herr Kempf doch nicht so sehr unrecht mit dem Vorwurf der Bequemlichkeit. Es ist eine Gedankenträgheit, die erschütternd ist, wenn heute Tausende glauben, die Zunahme von Verrohung und Verbrechen könne mit der Patentlösung einer auf den ersten Blick härteren Strafe kuriert werden.

AUERBACH/Opf. K. JUNGE

Eine ekle Bestie

. . . Wie kann man das völlig gesunde und natürliche Empfinden einer Mutter mit zwei Zeilen als Geschmacklosigkeit abtun, um dann 20 Zeilen phrasenreicher Rabulistik der Verteidigung einer eklen Bestie zu widmen! (Leserbrief in REVUE Nr. 7.) Die 3000 Jahre Kultur sind nicht deshalb umsonst, weil eine Mutter den Tod eines Lustmörders wünscht, sondern weil dieses „Kulturvolk" immer noch eine ganze Menge solch perverser Bestien hervorbringt. Daß es dann noch Leute gibt, die solche Prachtexemplare der Gattung homo sapiens unbedingt erhalten wissen wollen, ist nur als Degenerationserscheinung erklärlich . . . Die Folgen solch blutleerer und instinktloser Humanität konnte man einer Zeitungsnotiz der allerletzten Zeit entnehmen: Ein nur mit zwei Jahren bestrafter Sittlichkeitsverbrecher war wenige Tage nach seiner Entlassung prompt rückfällig geworden und hat sein neues Opfer gleich umgebracht!

MÜNCHEN MAX WAGENPFEIL

Abschaum der Menschheit

Es dürfte kein Zweifel darüber bestehen, daß für den Abschaum der Menschheit — denn nur so kann man diese Elemente bezeichnen — keine Strafe zu hart sein kann. Bei dem genannten Verbrechen, ausgeübt an Kindern, kann es keine mildernden Umstände geben. Wer sich an Kindern vergreift, tut das wohlüberlegt, und zwar, um die Möglichkeit auch des geringsten Widerstandes auszuschließen. Es handelt sich also um ein mit Überlegung durchgeführtes Verbrechen, und auch ein § 51 dürfte hier keine Anwendung finden . . . Ist Frhr. v. d. Leye sich nicht klar darüber, daß das Kind den seelischen Schock eines solchen Erlebnisses — falls es mit dem Leben davonkommen sollte — nie wieder überwinden kann?

BREMEN H. WEBER

Eine verantwortungsvolle Kunst

. . . Wenn man heute Bismarcks Rede im Reichstag heranzieht, in der er gegen die Abschaffung der Todesstrafe protestierte und dabei die Anschauung vertrat, daß durch Beibehaltung der Todesstrafe in keiner Weise auch die Verurteilung von „nicht sicheren Fällen" nötig werde, so dürfte diese Anschauung inzwischen längst überholt sein und keinerlei Gültigkeit oder Berechtigung mehr haben. Die vielen Justizirrtümer in den letzten vierzig Jahren, wo auf Grund von Indizienbeweisen schuldlose Männer und Frauen hingerichtet wurden, widerlegen Bismarcks Anschauung einwandfrei!

. . . Die impulsive Empörung einiger Mütter über grauenhafte Verbrechen, wofür sie die Todesstrafe fordern, ist verständlich. Jedoch: über andere zu richten, ist eine sehr schwere und verantwortungsvolle Kunst . . . Der Mensch ist eben kein Schlachtvieh — sondern Gottes Ebenbild! Selbst der Verbrecher trägt den Funken des Göttlichen in sich . . .

STUTTGART WILHELM LUTZ

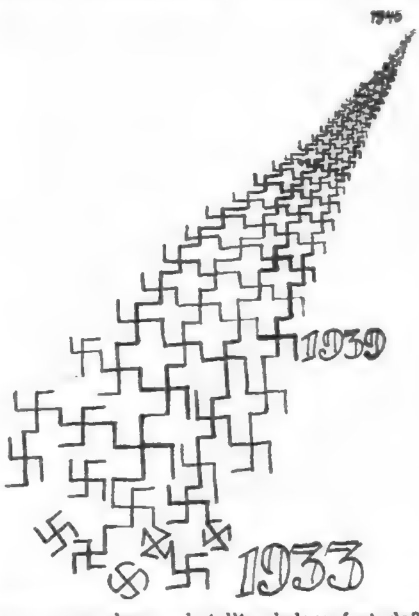
Die einzige Möglichkeit

Mitleid mit Mördern ist Verbrechen gegenüber anderen Menschen. Herr Kempf (REVUE Nr. 2) hat in diesem Punkt unbegreifliche Ansichten! . . . Für Mörder, Sittlichkeitsverbrecher und sonstige gefährliche Elemente (z. B. auch Eltern, die ihre Kinder zu Tode quälen) ist die Todesstrafe in den meisten Fällen die einzige Möglichkeit, andere Unschuldige zu schützen . . . Der Staat sollte für das Geld, mit dem er Verbrecher füttern muß, Wohnraum bauen, damit nicht zwischen Prachtbauten der Bundesrepublik Familien in Betonsärgen, Baracken und nassen Elendswohnungen hausen müssen . . .

RIMSTING AM CHIEMSEE URSULA HOPPE

Im Feldpostbrief

Durch Ihren „Linge-Bericht" wiederum daran erinnert, kramte ich nochmals die beiliegende Zeichnung aus. Ich hängte, wie Sie sehen, aus spielerischer Laune ein Haken-



kreuz ans andere und stellte alsdann fest, daß daraus ein großer Heldenfriedhof werden kann. Das war 1941. Ich war zu dieser Zeit als Besatzer in Frankreich, und die Zeichnung war Teil eines Feldpostbriefes.

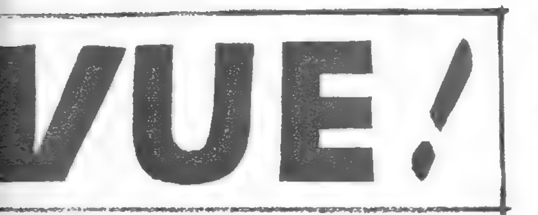
AURACH (Mfr.) MAXIM. J. FREY

Rente für Hausfrauen

Zu dem Thema „Taschengeld für Ehefrauen" möchte ich erzählen, wie man dieses Problem in Uruguay gelöst hat: Jede Ehefrau,



Erscheint wöchentlich im KINDLER UND SCHIERMEYER VERLAG MÜNCHEN 8, Lucile-Grahn-Straße 37, Tel.: Sammel-Nr. 44 98 91. Telegramme: REVUE München
Druck: Kindler und Schiermeyer Druck GmbH., München, Schneckenburgerstr. 22
CHEFREDAKTEUR und verantwortlich für den redaktionellen Teil: Dr. Felix von Schumacher
STELLV. CHEFREDAKTEUR: Wolfgang Küchler BILDREDAKTEUR: Siegfried Sawallich
REDAKTION: Karl Heinz Balzer, Klaus Budzinski, Anselm Heyer, Walter Pause, Hans Schwarz
BERATENDE REDAKTION: P. H. Boenisch, Dr. Bernh. Grzimek, Nina Raven-Kindler, Kurt Kränzlein-in der Beek, Dr. Dr. H. Jürgen Lang, Dr. E. H. G. Lutz, Wolfg. W. Parth, Rob. Pilchowski, Dr. A. W. Schmidt
CHEFREPORTER (TEXT): Hans Rudolf Berndorff CHEFREPORTER (BILD): Benno Wundshammer
VERLAGSLEITER: Willy Roth Verantwortlich für den Anzeigenteil: Paul Offinger
Für die Herausgabe in Österreich verantwortlich: Hans G. Kramer, Wien I., Freyung Nr. 6
Printed in Germany



die die Mindestbedingungen, Arbeitsjahre: 10, Alter: 24, Kinder: 1, erfüllt hat, erhält, falls sie ihre Arbeit aufgibt, von der Pensionskasse für Arbeitnehmer in Privatbetrieben, eine lebenslängliche Monatsrente. Der Berechnung wird der durchschnittliche Tagesverdienst der letzten fünf Jahre zugrunde gelegt; die Empfängerin erhält für jedes Arbeitsjahr einen Tagelohn ausgezahlt, also bei einem Minimum von 10 Arbeitsjahren beträgt die Rente zehn Tageslöhne pro Monat. Die Staatsangehörigkeit oder das Einkommen des Ehemannes spielen dabei keine Rolle. Ich selbst bin seit der Geburt meines ersten Kindes Empfängerin dieser sogenannten Mutterrente. Ich habe es also nicht nötig, wegen des Taschengeldes Szenen zu machen; mein eigenes Monatseinkommen bewahrt mich — und vor allem meinen Mann — davor, mich als finanzielle Belastung anzusehen. Wenn diese soziale Lösung in diesem kleinen Land mit nur rund drei Millionen Einwohnern möglich ist, sollte etwas Ähnliches in der Bundesrepublik nach meiner Ansicht nicht unmöglich sein.

MONTEVIDEO — LENA KNOLL

digen, möglichst schnell aus — aber das ist die andere Seite: Man verurteile erst, wenn die genauen Vorgänge von Unparteiischen nach allen Richtungen untersucht werden. Bekanntlich übertreiben z. B. Kinder bei Verhören gern, oder erfinden zusätzlich Unwahres, besonders wenn es gegen den Lehrer geht. Leider werden diese ja von vielen als eine Art „Büttel" betrachtet und müssen in jedem Fall den Kopf hinhalten — für ihre Behörde ... Gottlob sind die „abwegigen Pädagogen" in der Minderzahl — und das Wirken der großen Zahl der Lehrer mit wahrem Berufsethos hält Vertrauen und Disziplin ohne Prügel bei Kindern und Eltern aufrecht.

HONNEF/RHEIN — HANNA MENGELBERG, Rektorin i. R.

Unverschämt, beleidigend

Der unverschämte, beleidigende Artikel Ihres Reporters hat mit dem Artikel „Unterricht wie Anno Tobak" hellste Empörung in den Reihen der Lehrerschaft hervorgerufen. Hat der Schreiber überhaupt eine Ahnung von neuzeitlichen Unterrichtsmethoden?

MILTENBERG a. M. — v. MESSENZEHL, LEHRER

REVUE-Leser für und gegen Minister Blank

So denken Millionen

Großartig! So denken Millionen im deutschen Volk! Lassen Sie nicht locker!

LEICHLINGEN/Rhld. — FRIEDRICH FUNCCIUS

Offensichtliche Entgleisung

Bisher geschätzte REVUE! ... Ich kann Dir bzw. Deinen verantwortlichen Redakteuren mein starkes Befremden über Deine offensichtliche Entgleisung in Form und Ton, die Du gegen ein aktives Mitglied der Bundesregierung anscheinend für wirksam hältst, nicht verhehlen! Wo soll unsere junge (zweite) Demokratie hinkommen, wenn eine bisher so angesehene deutsche Wochenillustrierte nicht mal davor zurückschreckt, die in schwerem Aufbaukampf stehenden verantwortlichen Männer der eigenen Regierung in so hämischer Weise in breitester Öffentlichkeit zu diffamieren?! Können sich nicht wenigstens einige Herren Deines Redaktions-Kollegiums noch daran erinnern, daß vor zirka 30 Jahren unwissenlose und gewissenlose Wegbereiter der Nationalsozialisten eine genau so anmaßende und herausfordernde Sprache führten? ... (In Wirklichkeit hat Theodor Blank lediglich den Kopf geneigt — wie jeder neutrale Betrachter feststellen kann — um z. B. ein Programm zu lesen.) ... Meinen heutigen Brief, der Deinen betreffenden Redakteuren offen und ehrlich die Meinung sagt, wirst Du auszugsweise ja nie so veröffentlichen, daß meine Auffassung unverfälscht erkennbar wird! ...

BERLIN-HALENSEE — H. W. MÜLLER-WINDOLPH

Wir halten es für ein Wesensmerkmal der Demokratie, daß auch und besonders an einem „aktiven Mitglied der Bundesregierung" öffentliche Kritik geübt werden darf und soll, wenn dazu Veranlassung besteht. Sachlich ist zu bemerken, daß Herr Bundesminister Blank beim offiziellen Empfang anläßlich des 80. Geburtstages des Bundeskanzlers Dr. Adenauer in Bonn tatsächlich eingeschlafen ist. Ein gedrucktes oder geschriebenes Programm gab es bei dieser Veranstaltung übrigens nicht. — D. Red.

Ein dickes Fell ...

Man muß sich jeden Tag über die Herren in Bonn mehr wundern und mit den Worten eines süddeutschen Politikers fragen: „Was muß eigentlich in Bonn und in der Bundesrepublik geschehen, bis überhaupt etwas geschieht?" Leider wird Ihr Artikel nicht zur Folge haben, daß Herr Blank abtritt — dazu haben Herr Blank und seine Kollegen und Chefs in Bonn ein zu dickes Fell. Man hat in Bonn eben ganz bestimmte Ansichten über Demokratie, die leider mit Demokratie nichts zu tun haben! Das ist sehr schade. Trotzdem, behalten Sie Ihren Mut, liebe REVUE — Millionen Deutsche werden Ihnen das danken!

TITISEE/SCHWARZWALD — HEINZ TEMMEL

Brutale Übergriffe

„Darum fordert REVUE härtere Strafen für Prügelpädagogen." Ja, liebe REVUE, das verlangen auch wir, die Pädagogen, die mit unendlicher Mühe und unter den heute so schwierigen Schulverhältnissen, Raumnot, überfüllte Klassen, Lehrermangel, ohne Prügel ihrer Erzieherpflicht nachkommen. Unser Wunsch: man merze Kollegen, die durch brutale Übergriffe unser aller Ansehen schä-



Der erste deutsche Düsenbomber flog 750 km/h

Angeregt durch den REVUE-Bericht in Nr. 2 „Die erste Atombombe — aus Deutschland?" schickte uns ein Leser diese beiden Aufnahmen von einem Flugzeug, das der Öffentlichkeit bisher unbekannt war. Der Einsender schreibt dazu:

Wie Sie vielleicht selbst wissen, handelt es sich hierbei um den einzigen Düsenbomber, den es damals gab. Er lief unter der Bezeichnung „Arado 234" und kam Ende 1943 von der Erprobungsstelle Rechlin zum Einsatzhafen Burg bei Magdeburg. Die Geschwindigkeit betrug etwa 750 km in der Stunde — unter damaligen Verhältnissen für einen Bomber unerreicht. Die Beladung war entweder zweimal 500 kg oder einmal 1000 kg. Die Maschine war vollständig unbewaffnet und hatte einen Mann als Besatzung. Sie wurde u. a. auf Görings Befehl bei dem Selbstaufopferungs-Einsatz auf die Rheinbrücke von Remagen am 10. oder 11. März 1945 verwendet. (Auf dem nebenstehenden Foto: die Turbine.)

FRANKFURT a. M. — WALTER BRIEKE



Der Schatten

Eine Kurzgeschichte von Rudolf Roth

Berger spürte dumpf das Ende seines Weges. Um Gewißheit zu bekommen, bog er in eine Seitenstraße ein. Vor einem Schaufenster blieb er stehen und sah zurück. Erst atmete er erleichtert auf, dann wich ihm das Blut aus dem Gesicht. Seine flackernden Augen hatten im Menschenstrom den schwarzen Hut entdeckt, das bleiche Gesicht und den schäbigen Lederolmantel. In diesem Augenblick wußte Berger alles. Seine Hand fuhr in die Manteltasche und umkrallte den Schmuck. Die Steine bohrten sich schmerzhaft in das Fleisch. Bergers Hände waren schmal und zart wie die einer Frau. Sie paßten nicht zu seinem kantigen, wetterharten Gesicht. Ruckartig wandte er sich dem Schaufenster zu, besann sich darauf, daß er nicht auffallen durfte, und betrachtete scheinbar interessiert Hemden und Krawatten.

An der Rückwand der Auslage hing ein großer viereckiger Spiegel. Berger sah darin den Mann mit dem schwarzen Hut langsam und gelassen wie einen harmlosen Spaziergänger vorbeigehen. Das bleiche Gesicht wanderte im Zeitlupentempo über die blanke Scheibe. Bergers Augen fotografierten es gleichsam und fixierten es als bleibendes Bild im Gehirn. Er sah nach der Zeit. Sechzehn Uhr vierzig.

In fünf Minuten sollte er an der verabredeten Stelle sein. Das war ohne Wagen nicht zu machen. Eine halbe Stunde hatte er wegen dieses bleichen Gesichts verloren. Dreimal war es ihm auf dem Weg vom Hotel hierher im Gewühl des Verkehrs aufgefallen, ein Schatten, der ihm trotz aller Umwege folgte.

Für Berger gab es keinen Zweifel mehr. Sie hatten ihn erkannt. Er überlegte, warum sie nicht zugriffen. Die alte Methode, sagte er sich: Sie wollten den anderen gleichzeitig fassen. Einen Augenblick lang dachte er an die Chance, die in dieser Tatsache lag. Aber er hatte kein Geld mehr. Lumpige zehn Mark, die nicht ausreichten, um die Hälfte seiner Hotelrechnung zu begleichen, geschweige denn mit der Bahn oder einem Auto zu flüchten. Seine Augen streiften die Wagen, die am Rand der belebten Straße parkten. Er verwarf den Gedanken, der sich ihm aufdrängte, sofort. Autodiebstahl war nicht sein Fach. Bergers Spezialität waren Glasscheiben, hinter denen Juwelen ausgestellt waren. Seine Hand fühlte den Schmuck in der Tasche. Ein kleines Vermögen — aber im Augenblick wertlos, wertlos überhaupt, solange er den anderen nicht traf. Und Berger wußte genau, daß der nicht warten würde. Denn auf glühenden Kohlen steht man keine zehn Minuten über die verabredete Zeit.

Ein Taxi konnte Berger nicht nehmen. Taxis tragen Nummern, und Chauffeure sind beliebte Zeugen. Ihn allein würden sie wahrscheinlich nicht fassen. Also Flucht! Fort aus der Stadt. Mit Schmuck, ohne Geld. Notfalls zu Fuß. Nur weg von dem Schatten dort vorn an der Ecke.

Berger kehrte um, zwang sich zuerst zu einem schlendernden Gang, hastete nach einiger Zeit durch den Strom der Autos über die Straße und verschwand in einem Warenhaus. Dort blieb er eine volle Stunde unter der kaufenden Menge und stellte zu seiner Zufriedenheit fest, daß das bleiche Gesicht nirgends zu sehen war. Als er auf die Straße trat, brannten die Lichter. Es war genau achtzehn Uhr. Vom dunklen Himmel fiel dichter Schnee.

Vor dem Hotel suchten Bergers graue Augen noch einmal nach dem Spitzel. Nichts. Ein unangenehmer Gedanke machte sich in ihm breit. Hatte er sich narren lassen? Sollte es Zufall sein, daß ihm das bleiche Gesicht dreimal begegnet war?

Berger wischte sich den kalten Schweiß von der Stirn und betrat das Hotel.

„Einen Augenblick, bitte, mein Herr!"

Berger fuhr herum, als habe er einen Schlag in den Nacken bekommen: „Ja, was ist?"





Hinter ihm stand der Portier: „Ein Brief für Sie, Herr Berger. Wurde vor einer Viertelstunde abgegeben."

„Ein ... danke", würgte Berger heraus und steckte das Kuvert in die Manteltasche neben den Schmuck. Dann ging er betont langsam die Treppe hinauf.

Behutsam öffnete er die Tür seines Zimmers. Er machte kein Licht und schloß von innen ab. Im Dunkeln ging er zum Fenster. Seine Hand griff nach dem Riemen der Jalousie. Er warf noch einen prüfenden Blick hinunter auf die Straße und prallte zurück. Auf der anderen Seite tauchte eine dunkle Gestalt vom Licht der Schaufenster in die Nacht einer Einfahrt. Berger hatte den Mann trotz der Dunkelheit sofort erkannt, das bleiche Gesicht, das sekundenlang zu ihm heraufgestarrt hatte.

Rasselnd glitt die Jalousie vor das breite Fenster.

Berger tastete nach der Nachttischlampe, hängte seinen Schal darüber und drückte auf den Schaltknopf. Dann setzte er sich auf die Bettkante, zog das Kuvert aus der Tasche und riß es auf. Im matten Schimmer des abgedunkelten Lichts las er. Nur eine Zahl und ein Wort standen in dem Brief: „2300 Vogel."

Berger übersetzte automatisch die primitive Chiffre: „Um 23 Uhr in der Kakadu-Bar." Er überlegte. Das Katz-und-Maus-Spiel mit dem Schatten begann von neuem. Es war jetzt achtzehn Uhr dreißig. Viereinhalb Stunden bis elf. Eine lange Zeit. Bergers Hand tastete nach dem Schmuck, dem Vermögen, das wieder seinen Wert zu bekommen begann. Die Gedanken an die Flucht ohne Geld verblaßten.

Berger legte sich aufs Bett zurück. Er fühlte plötzlich das Glühen seines Gesichts. Ein Hustenanfall schüttelte ihn. Kaltes Rieseln lief über seinen Rücken. Aspirin, dachte er. Als ob man damit etwas gegen die Lunge unternehmen könnte! Das war gerade so, als wollte man seinen Schatten abschütteln.

Gepreßtes Lachen kam aus Bergers Mund. Aber er konnte damit die Gedanken nicht verjagen, die sich ihm aufdrängten. Immer, wenn ihn das Fieber schüttelte, dachte er an Anna, die mit Aspirin dagegen anwollte, weil sie die Ursache nicht kannte. Anna Manhardt, die er haßte, die ihn Tag und Nacht mit ihrer Eifersucht verfolgte, wie eine Klette an ihm hing, ihn nicht aus den Augen ließ. Die Frau, die zuviel von ihm wußte und die er deshalb nicht wegwerfen konnte, weil sie ihn sonst — sie hatte es oft genug gesagt — anzeigen würde. „Hinhängen", hatte sie gesagt.

In der Bar saß ein anderer

Berger setzte sich auf und brannte eine Zigarette an. Ein neuer Hustenanfall warf ihn aufs Bett zurück. Rotes Flimmern stand vor seinen Augen. Dahinter gaukelte Annas Gesicht. Es war seit langem das erstemal, daß Berger allein in einem Großstadthotel wohnte. Der Grund war denkbar einfach. Für zwei hatte diesmal das Reisegeld nicht gereicht. Dafür hatte man nun ein Vermögen in der Tasche. Ein Vermögen, mit dem man endlich etwas anfangen, mit dem man untertauchen konnte. Im Ausland vielleicht, wo man unbekannt war und unter neuem Namen eine bürgerliche Existenz aufbauen würde ...

Hinhängen, dachte Berger. Du wirst mich nicht hinhängen; wenigstens nicht so, daß sie mich fassen. Denn du wirst mich nicht mehr zu Gesicht bekommen, mein Täubchen. Südamerika; Argentinien oder Brasilien, sann er weiter. Er zog den Schmuck aus der Manteltasche und wog ihn in der Hand. Um dreiundzwanzig Uhr in der Kakadu-Bar. Ein

Vermögen! Vielleicht auch die Schweiz, dachte Berger. Davos! Dort könnte man auf die Beine kommen. Er hustete und richtete sich auf. „Du wirst mich nicht hinhängen, Anna Manhardt. Du nicht." Berger sagte es leise vor sich hin.

Er drückte die kaum angerauchte Zigarette im Aschenbecher aus und ging zum Fenster. Durch die Ritzen der Jalousie versuchte er die Straße zu überblicken. Das bleiche Gesicht war nirgends zu sehen. Aber Berger gab sich keinen Illusionen hin. Schatten, die im Schatten stehen, sieht man nicht.

Berger öffnete den Wandschrank. Ein matter Schimmer vom Licht der abgedunkelten Nachttischlampe fiel auf die Anzüge. Smoking, ein altes abgeschabtes Sakko... alle Gesellschaftsschichten schienen hier friedlich vereint.

Berger griff zum Smoking. Die Kakadu-Bar war erstrangig. Zehn Minuten später war er fertig. Er schlüpfte in seinen Mantel, ging zum Fenster und zog die Jalousie hoch. Dann schaltete er die Deckenbeleuchtung ein und ging.

Unten wandte er sich an den Portier und zeigte auf die Drehtür: „Gibt es einen anderen Ausgang?" Er zwinkerte mit den Augen. „Sie verstehen... eine Bekannte..."

Der Portier steckte ein Zweimarkstück in die Tasche und verstand: „Dort, bitte, mein Herr. Linke Tür, zwei Stufen, dann rechts. Der Eingang für Lieferanten führt über den Hof zur Rückseite des Hotels."

„Ausgezeichnet!" Berger sah nicht mehr den Mann mit dem schwarzen Hut und dem Lederolmantel, der die Hotelhalle betrat. Er sah auch nicht mehr, daß der Bleichgesichtige sofort wieder umkehrte und draußen zur Rückseite des Hotels rannte.

Die Kakadu-Bar lag in der Nähe des Hotels. Berger hatte noch lange Zeit. Obwohl er den Schatten vor dem Hotel glaubte, irrte er kreuz und quer durch die nächtliche Stadt. Er wollte völlig sichergehen.

Als er wenige Minuten vor dreiundzwanzig Uhr vor der Kakadu-Bar stand, fühlte er sich endgültig geborgen. Der Schatten war nicht da.

Berger betrat die Bar. Rotes Licht und gedämpfte Musik hüllten ihn ein. Die dicken Teppiche schluckten das Geräusch seiner Schritte. Nur ein paar Menschen saßen an den Tischen und an der hohen Theke.

Berger nahm mit einem geschickten Griff den Schmuck aus seinem Paletot und ließ ihn in die Hosentasche gleiten. Dann gab er den Mantel einem Kellner und sah sich um.

Der andere saß in der linken hinteren Ecke. Berger hatte ihn noch nie zuvor gesehen. Aber da waren die Erkennungszeichen: Weiße Nelke am rechten Revers der dunklen Jacke, zusammengefaltete Zeitung in der Hand, schwarzweißgestreifte Krawatte...

Berger trat an den Tisch: „Ich muß hier etwas verloren haben."

Der andere sah auf. „Stimmt", sagte er.

Berger setzte sich. Als der Ober kam, bestellte er Whisky. Im nächsten Augenblick hatte der andere den Schmuck in der Hand und ging damit hinaus.

Die Musik spielte einen Tango. Berger hörte es nicht. Schweißperlen standen auf seiner Stirn. Ein Mann kam an seinen Tisch. Berger fuhr zusammen.

Aber es war sein Mann: „In Ordnung! Dreißigtausend?"

„Gemacht", sagte Berger sofort.

Der andere nahm ein Kuvert aus seiner Aktenmappe. Berger ging damit auf die Toilette. Draußen verteilte er die gebündelten Scheine auf die Taschen seines Smokings. Als er in das Lokal zurückkam, hatte die Welt für ihn ein anderes Gesicht. Nun gleich zahlen und gehen, dachte er. Der Bahnhof ist keine zehn Minuten entfernt.

Doch dann traute er plötzlich seinen Augen nicht. Hinter der Bar stand ein hübsches blondes Mädchen. „Das ist doch nicht möglich", mit diesen Worten schwang sich Berger auf einen Barhocker und sah der Blonden ins Gesicht: „Bist du das wirklich, Marianne?"

Um die vollen Lippen der Frau spielte ein erstauntes Lächeln, eine rote Welle lief über ihr schmales, blasses Gesicht. Sie zog ihre Hand fort, die er ergreifen wollte, und wich wie erschrocken einen Schritt zurück.

„Oh", machte Berger. „Wohl eine feine Dame geworden, wie?"

„Fein nicht, Richard. Aber ehrlich!"

Berger umfing mit einem saugenden Blick ihre schlanke Figur: „Sieh mal an. Ehrlich! Und deshalb hast du mich damals..."

„Nicht deshalb, Richard", unterbrach das Mädchen. „Nicht deshalb! Das weißt du genauso gut wie ich. Schließlich war da Anna." Und so, als wolle sie ablenken, fuhr sie fort: „Was macht eigentlich Anna Manhardt? Wie geht es ihr? Seid ihr noch zusammen?"

Ein böses Lächeln verzerrte Bergers breiten Mund: „Anna? Das ist aus, Marianne. Endgültig!" Ein Hustenanfall schüttelte ihn. Er preßte beide Fäuste vor die Brust und spürte das Geld. „Gib mir Whisky, Marianne", brachte er keuchend hervor. „Aus. Endgültig!" Er stürzte ein Glas hinunter. „Und wir beiden, Marianne? Könnte es nicht so werden wie damals? Ich habe Geld, Marianne! Viel Geld. Wir fangen ganz neu an. Ehrlich, Marianne. Das wolltest du doch immer. Kommst du mit? Ich..."

„Was wünschen Sie, mein Herr?" Marianne sprach an Berger vorbei.

„Einen Kognak, bitte", sagte eine dünne Stimme.

Berger merkte erst jetzt, daß ein Mann an die Bar gekommen war und neben ihm Platz genommen hatte. Er wandte sich nach dem Fremden um und sank wie ein Sack von dem hohen Stuhl. Er hatte das bleiche Gesicht erkannt. Die Musik schwoll zu brausendem Dröhnen in seinen Ohren. Der Raum begann sich um ihn zu drehen.

Wie er war, ohne Mantel, im Smoking, lief Berger durch das Lokal. Er sah weder das verstörte Gesicht Mariannes noch den erstaunten Blick, den ihm der Bleichgesichtige nachschickte.

Berger rannte um sein Leben. Er mußte zur Bahn, ehe sie ihn eingeholt hatten. Fort! Nur fort! Mit dem Geld. Mit irgendeinem Zug. Alle paar Minuten gingen vom Hauptbahnhof Züge ab. Irgendwohin. Nur weg...

Wieder schüttelte ihn der Husten. Das Laufen machte ihn fertig. An einer Ecke blieb er einen Augenblick lang stehen und sah zurück. Nichts. Dann lief er über die Straße. Autobremsen kreischten. Irgendwo ertönte der Pfiff einer Trillerpfeife. Berger rannte keuchend weiter, stolperte kraftlos die Treppe zur Bahnhofshalle hinauf. Grelles Licht flutete ihm entgegen. Er sah das Schild mit der Aufschrift: „Zu den Zügen", lief in diese Richtung, besann sich darauf, daß er keine Fahrkarte hatte, kehrte um...

Fragende Augen folgten dem Mann, der wie ein Irrer im Smoking kreuz und quer durch die Bahnhofshalle schoß. Ein Mann in blauer Uniform stand plötzlich vor ihm, hielt ihn auf: „Bahnpolizei! Was ist mit Ihnen?"

„Lassen Sie mich weiter", schrie Berger. „Ich muß meinen Zug..." Dann brach er zusammen.

Der Bahnpolizist sah einen roten Faden aus dem Mundwinkel des Mannes im Smoking sickern, ein Rinnsal, das breiter und breiter wurde und schließlich im Rhythmus des keuchenden Atems aus dem Mund schoß.

Sie trugen Berger weg. Während ihn in einem Dienstzimmer der Arzt untersuchte, prüfte der Polizist die Papiere.

„Blutsturz", sagte der Arzt. „Der Mann muß sofort ins Krankenhaus."

„Ins Gefängniskrankenhaus", ergänzte der Polizist. „Tausend Mark sind für seine Ergreifung ausgesetzt." Dann nahm er Berger das Geld aus den Taschen...

★

Um acht Uhr morgens betrat ein bleichgesichtiger Mann mit einem schwarzen Hut und einem schäbigen Lederolmantel das Büro der Privatdetektei. „Auftrag von Fräulein Anna Manhardt erledigt", sagte er mit übernächtiger Stimme zu seinem Chef. „Wir können unserer Klientin einen erschöpfenden Bericht liefern. Ich habe Herrn Richard Berger den ganzen Tag über beschattet. Etwas Besonderes war nicht da. Nur nachts, in der Kakadu-Bar — er betrat sie genau um dreiundzwanzig Uhr —, unterhielt er sich mit einer Bardame und bekam von ihr offenbar eine Abfuhr. Es muß eine sehr peinliche Situation für ihn gewesen sein; denn mit einem Male lief er Hals über Kopf weg. Ich habe ihn dann aus den Augen verloren. Mußte meinen Kognak in der Bar noch bezahlen..."

ENDE

REVUE-Foto-Quiz Nr. 7

Sie müssen nur erraten, wer oder was auf den untenstehenden Fotos dargestellt ist. Damit Sie Ihren Scharfsinn nicht allzusehr strapazieren müssen, offeriert Ihnen REVUE für jedes Bild vier Lösungsmöglichkeiten. Eine davon ist richtig — und diese eine sollen Sie aufschreiben. Es genügt, wenn Sie jeweils nur den Kennbuchstaben des Bildes und die für die Lösung in Frage kommende Ziffer vermerken, also zum Beispiel: A 3 oder D 1 usw. Einen kleinen Tip zur Erleichterung wollen wir Ihnen auch noch geben: über den größeren Teil der Menschen und Gegenstände, die im Foto-Quiz dargestellt sind, hat REVUE in den letzten 6 Heften berichtet. Es gibt jede Woche folgende Preise:

1. Preis 100 DM; 2. Preis 50 DM; 3. bis 7. Preis je 20 DM; 8. bis 50. Preis je ein Buch

Wer alle sechs richtigen Lösungen gefunden hat, schreibe sie mit seinem Absender auf eine Postkarte und schicke diese Karte an REVUE, München 8, Lucile-Grahn-Straße 37. Gehen mehr richtige Lösungen ein, als Preise vorhanden sind, so entscheidet das Los. Die Entscheidung des Preisgerichts ist unanfechtbar. Die Teilnahme ist jedermann freigestellt, der Erwerb der REVUE zum Zwecke der Teilnahme ist nicht notwendig.

Einsendeschluß für Foto-Quiz Nr. 7 ist der 30. März 1956, Auflösung und die Namen der Geldpreisgewinner erscheinen in REVUE Nr. 15.



A. Was ist dieser monumentale Bau? 1. Ein Krankenhaus, 2. eine Universität, 3. das Auswärtige Amt in Bonn, 4. verbilligte Mietswohnungen für Barackenbewohner



B. An welcher Stelle rangiert Tokio unter den größten Städten der Erde? 1. zehntgrößte Stadt, 2. zweitgrößte Stadt, 3. drittgrößte Stadt, 4. achtgrößte Stadt



C. Wer ist diese Dame? 1. Die Präsidentin des Artistenverbandes, 2. die Flottenchefin von Onassis, 3. die Klatschtante Elsa Maxwell, 4. die Schauspielerin Rosa Valetti

D. Kardinal Wendel ist Wehrbischof geworden. Wie würden Sie ihn anreden?
1. Durchlaucht 3. Hoheit
2. Eminenz 4. Exzellenz



E. Was ist der gemusterte Teller? 1. eine Sonnenuhr, 2. der Reflektor eines Sonnenkraftwerkes, 3. ein Radioteleskop zur Sonnenbeobachtung, 4. eine Keramikschale



F. Wer ist dieses verträumte Paar? Ihn kennen Sie, es ist Toni Sailer. Aber wer ist sie? 1. Maria Schell, 2. Ossi Reichert, 3. Romy Schneider, 4. Christl Cranz

Im Foto-Quiz Nr. 3 gewannen: 100 DM: Veiser Marieta, Neuß a. Rh. — **50 DM:** Statz Grete, München-Solln. — **20 DM:** Perr Johann, Pumberg 18/Österr.; Nehring Magd., Großburgwedel; Ehlert Manfred, Bad Aibling; Grießmeyer Elly, Erding/Obb.; Schnurnberger W., Reutlingen. — **Die richtige Lösung: A 3, B 4, C 1, D 2, E 3, F 4**

Der Mediziner in REVUE

Blitzkrieg gegen den Schmerz

Einspritzungen in bestimmte Körperstellen können schlagartig jahrzehntelange Krankheiten beseitigen / Das umstrittene „Sekundenphänomen"

VON DR. E. H. G. LUTZ, MÜNCHEN

Mühsam sich fortbewegend, von einer Krankenschwester sorgsam geleitet, schleppte sich der Kranke in das Behandlungszimmer des Arztes. Gehen konnte man dieses schwerfällige Dahinschleichen nicht nennen. Schmerzerfüllt, mit tief gebeugtem Rücken, krampfhaft verkrümmten Händen und angewinkelten Armen bot der Mann, der in den frühen Sechzigern stand, aber viel älter aussah, ein Bild des Jammers. Die Schwester hatte ihn unter der Achsel gefaßt und stützte ihn fürsorglich.

Der Arzt beobachtete schweigend dieses schmerzliche Geleit. Er sprach begrüßende Worte, trat aber nicht herzu, um dem Kranken weiterzuhelfen. Er wollte sehen, welchen Grad die Behinderung der Bewegungen bei dem Patienten angenommen hatte.

Für die kurze Strecke von der Tür zu dem Stuhl am Schreibtisch — es mochten etwa zwei Meter sein — benötigten der Kranke und die Schwester eine ganze Minute und machten dabei zehn Schritte.

Das sieht schlecht aus, dachte der Arzt, der die Diagnose schon beim ersten Anblick des Patienten gestellt hatte. Sie sprang dem Kundigen auch geradezu ins Auge. Was soll man da wohl noch erreichen? setzte der Arzt unzufrieden seinen Gedankengang fort, während er an seinem Schreibtisch Platz nahm, dem Patienten gegenüber. Erstaunlich, daß er überhaupt noch hierherkam ...

Prüfend blickte der Arzt in das Gesicht des Kranken, das trotz der Züge, die der Schmerz eingegraben hatte, wach und lebenshungrig aussah und Intelligenz verriet. Er begann die Befragung, und der Mann ihm gegenüber erzählte fließend.

Er kam aus einer Stadt, die eine Autostunde entfernt lag. Er war dreiundsechzig Jahre alt und pensionierter Beamter — „lange vor der Zeit ausrangiert", wie er es ausdrückte. Da er es nicht aushielt, untätig zu sein, arbeitete er als Rechtsberater und hatte eine ganz ansehnliche Praxis. Seine Frau war ihm schon vor Jahren gestorben, die Kinder lebten für sich.

„Den Mut zur Wiederverheiratung habe ich nicht mehr gefunden", schloß der Patient seinen Lebensbericht, „was Sie wohl nicht wundernimmt, Herr Doktor."

Er blickte an sich herunter und machte eine resignierte Geste mit der deformierten Hand, deren Finger fast unbeweglich waren. Er hatte lebendig und anschaulich gesprochen. Seine Lebensgeister hatte die Krankheit bisher nicht zu schwächen vermocht.

Vierzig schmerzvolle Jahre

„Und seit wann sind Sie krank?" fragte der Arzt, der den Bericht seines Patienten nur mit wenigen Einwürfen unterbrochen hatte.

„Mehr oder weniger seit beinahe vierzig Jahren", antwortete der Kranke. „Es begann damals mit Schmerzen in den Gelenken der Finger und Zehen, wenn ich sie bewegte. Das ging noch einigermaßen. Später fingen auch die anderen Gelenke an weh zu tun, Kniee, Ellenbogen und zuletzt die Wirbelsäule. Ich konnte kaum mehr die Arme bewegen und konnte mich nicht mehr bücken oder aufrichten. Ich habe zentnerweise schmerzstillende und Rheuma-Medikamente geschluckt, die alle wohl die Schmerzen linderten, aber keine Heilung brachten. Heute habe ich kein Medikament genommen, damit Sie kein falsches Bild bekommen, Herr Doktor."

„Und womit sind Sie außer den Mitteln, von denen Sie sprachen, noch behandelt worden?" fragte der Arzt weiter.

„Ich hatte als Kind und junger Mann oft Halsentzündungen, und als ich dreiundzwanzig war, nahm man mir die Mandeln heraus. Einige Zeit darauf begann der Rheumatismus. Ich ging in eine Klinik und dann in ein Bad. Es besserte sich etwas, aber kam bald stärker als vorher wieder. Ich ließ mir zuerst den Blinddarm und dann sämtliche Zähne herausnehmen. Es änderte sich nichts. Ich wurde massiert und eingerieben, erhielt Unterwassermassage und machte Fieberkuren. Ich war im ganzen mehr als vier Jahre in Kliniken und Sanatorien. Sie sehen, wo ich heute bin ..."

Der Arzt nickte stumm. Dann fragte er: „Und wie kommen Sie hierher zu mir?"

„In letzter Zeit wurde es mit meiner Wirbelsäule immer schlimmer. Morbus Bechterew nannte es mein Hausarzt, dessen Sorgenkind ich seit zehn oder zwölf Jahren bin. Er hat bei mir eine Cortisonkur gemacht, und es war wunderbar. Ich konnte mich fast frei bewegen und dachte schon, ich würde gesund. Aber auch das half bald nicht mehr."

„Ich sehe schon, daß Sie nichts ausgelassen haben, was in den letzten vierzig Jahren an Behandlungsmethoden aufkam", unterbrach der Arzt. „Vermutlich haben Sie auch gefastet und Diät gehalten ..."

Der Kranke nickte zuerst wortlos und sagte dann schnell:

„Aber das mache ich heute nicht mehr. Etwas Spaß will man ja vom Leben haben, und Schwester Marga ...", er blickte mit strahlendem Lächeln, das merkwürdig zu dem Leidensgesicht vorher kontrastierte, zu der Schwester hin, einer netten Frau mittleren Alters, die still im Hintergrund auf einer Couch saß, „... Schwester Marga kocht hervorragend. Natürlich muß ich darauf achten, nicht zu schwer zu werden."

„Und wie kamen Sie zu mir?" beharrte der Arzt.

„Sie erinnern sich wohl noch an Frau von G., nicht wahr?" antwortete lebhaft der Mann. „Sie haben ihr vor ein paar Monaten so wundervoll geholfen."

„Ach ja", meinte der Arzt, „sie war bei mir in Behandlung."

„Frau von G. ist auch eine Klientin von mir und hat mir von Ihnen erzählt", sagte der Kranke, „und da bin ich nun ..."

„Wir wollen Sie jetzt einmal untersuchen", sagte der Arzt. „Bitte legen Sie ab."

Er sah zu, wie die Schwester dem Mann aus den Kleidern half. Es war ein schwieriges Unterfangen, denn der Kranke konnte kaum die Arme heben und war auch sonst fast völlig versteift. Jede Bewegung machte ihm sichtlich starke Schmerzen.

Der Arzt nahm die Untersuchung vor. Die Beweglichkeit der Arme war in allen Gelenken stark beschränkt, die Ellenbogen- und die Kniegelenke geschwollen, die Fingergelenke leicht aufgetrieben, und die Finger gespreizt und gekrümmt. In allen Gelenken wurde Reiben und Knirschen hörbar, wenn man sie bewegte. Um die Gelenke herum bestand ein Schwund der Muskulatur.

Bei der Untersuchung des Rachens fand der Arzt beiderseits eine leichte Erhabenheit in der Mandelgegend. Auf seine Frage antwortete der Kranke:

„Ja, da soll sich noch etwas von den Mandeln befinden, aber ich habe keine Lust, mich noch einmal operieren zu lassen."

„Es gibt keine Hoffnung mehr"

Der Arzt besah sich dann die Röntgenaufnahmen, die ihm die Schwester auf den Schreibtisch gelegt hatte und einige Blätter, auf denen die Ergebnisse von Laboratoriumsuntersuchungen aufgezeichnet waren. Dann wandte er sich zu dem Kranken, der auf dem Untersuchungsbett lag.

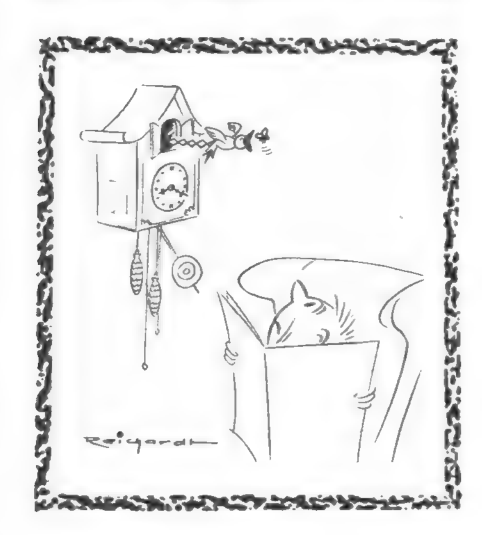
„Ich kann Ihnen leider gar keine Hoffnung machen", sagte er vorsichtig, „und ich glaube nicht, daß ich Ihnen entscheidend helfen kann. Ihre Krankheit ist viel zu weit fortgeschritten, als daß noch eine Heilung möglich wäre. Aber vielleicht kann ich Sie wenigstens von den Schmerzen teilweise befreien ..."

„Sie glauben also nicht, daß ich mich wieder einigermaßen frei bewegen kann?" fragte der Kranke beklommen. „Ich hatte mir so große Hoffnungen gemacht!"

Der Arzt schüttelte den Kopf und meinte:

„Wenn Sie keine Schmerzen mehr haben, werden Sie es sicher leichter haben, aber ganz frei beweglich — nein." Dann fragte er, während er sich etwas notierte: „Haben Sie schon einmal Novokain bekommen?" Der Patient bejahte, und der Arzt drückte auf den Klingelknopf. Gleich darauf kam seine Sprechstundenhilfe ins Zimmer.

„Wir wollen eine Injektion machen. Das übliche Medikament, dreikomma-



vierzwei Prozent", sagte er zu dem Mädchen. Sie ging zum Instrumentenschrank, bereitete die Spritze vor und reichte sie dann dem Arzt.

Dieser trat zum Kranken und forderte ihn auf, den Mund zu öffnen. „Ich glaube, daß bei Ihnen der aktive Herd in den Mandeln sitzt. Dorthin müssen wir spritzen."

Er stach die Spritze hinten am Gaumenboden erst auf der einen Seite ein und drückte den Kolben in den Glaszylinder. Dann stach er schnell auf der anderen Seite und injizierte auch hier.

Was versprach sich der Arzt von diesen Einspritzungen, bei denen nur minimale Mengen der Medikamente verwendet wurden? Glaubte er wirklich, damit dem fast bewegungsunfähigen, siechen Mann in irgendeiner Weise helfen zu können? Dieser Mann hatte ein Leben lang große Mengen Medizin eingenommen und eingespritzt erhalten und hatte alle anderen Methoden der modernen Medizin durchprobiert — und da sollte eine einzige Injektion, noch dazu in die Mundschleimhaut, die schweren Veränderungen beeinflussen, die bei den Kranken an Gelenken und Muskeln eingetreten waren?

Die beiden Frauen schauten wie gebannt dem Arzt bei seiner Arbeit zu. Nun hatte er die Spritze zurückgezogen, hielt sie in der Hand und blickte ebenfalls voller Spannung auf den Kranken.

Und dann geschah innerhalb von Sekunden etwas vollkommen Unglaubliches. Der Kranke erhob sich ohne jede Hilfe von der Couch, streckte sich und richtete sich gerade auf. Behutsam setzte er ein Bein vor das andere, als er stand, tat einen zaudernden Schritt, machte schon zuversichtlicher den nächsten und ging dann, hoch aufgerichtet und die Arme schwingend, im Zimmer auf und ab. Die Fesseln der Krankheit waren von ihm gefallen.

„Und Sie haben behauptet, ich könnte mich nie wieder bewegen!" rief er triumphierend dem Arzt zu. „Sehen Sie mal her, wie ich wieder laufen kann ..."

Die drei Zuschauer standen mit offenen Mündern da und sagten kein Wort. Sie waren auch immer noch sprachlos, als der plötzlich ungemein beweglich gewordene Kranke begann, sich anzuziehen — etwas, was er seit vielen Jahren nicht mehr ohne Hilfe hatte tun können. Er winkte der Krankenschwester ab, die ihm helfen wollte. Mit Tränen der Freude in den Augen sah sie ihm zu, wie er sich voller Genuß dem komplizierten Geschäft des Bindens der Krawatte hingab.

Vom Augenblick der Einspritzung an war dieser Kranke nach vierzig Jahren des Leidens wieder gesund. Er bekam nach einigen Wochen noch einmal eine Injektion in dieselben Stellen, da er ein leichtes Ziehen in verschiedenen Gelenken verspürte. Ob er nur ängstlich gewesen oder ob wirklich ein kleiner Rückfall seines Leidens eingetreten war — nach der zweiten Injektion war er jedenfalls auch davon befreit.

In Sekunden geheilt

Man hat den Heilungsprozeß, der bei diesem Kranken eingetreten war, das „Sekundenphänomen" genannt, weil dabei nach einer Einspritzung in eine bestimmte Stelle schlagartig auch lange Zeit bestehende Schmerzen in weit entfernten Körpergegenden verschwinden. Gewöhnlich wird hierzu die Mischung einer örtlich betäubenden Flüssigkeit mit Coffein angewendet, aber irgendwelche anderen Mittel, beispielsweise Schlangengift in starker Verdünnung, tun es oft ebenso. Es handelt sich also nicht um eine Anästhesie, eine Schmerzbetäubung, sondern um ein Geschehen, das sich auf dem Nervenweg fortpflanzen muß. Denn die Injektion an der einen Körperstelle beseitigt, wenn die Kur gelingt, an einer ganz anderen Stelle des Körpers den Schmerz. Das geschieht in Sekundenschnelle, längst bevor das eingespritzte Mittel auf dem Blutweg diese schmerzende Stelle erreicht haben kann. Die Kunst besteht darin, die richtigen Orte für die Injektion zu finden. Es sind Stellen, an denen ein Störungsherd besteht. Sie brauchen nur wenig Raum einzunehmen und selbst durchaus nicht schmerzhaft zu sein, so daß ihre Auffindung oft schwierig ist.

Entdeckt wurde das „Sekundenphänomen" von einem deutschen Arzt, der einmal bei einem Patienten die Mischung aus Betäubungsmittel und Coffein in die Haut des Schienbeins spritzte, in dem vor längerer Zeit eine Knochenmarkentzündung bestanden hatte. Kaum war die Injektion beendet, als der Kranke sich an die Schulter faßte und ausrief: „Meine Schulterschmerzen sind fort — wie weggeblasen." Voller Freude bewegte er seine Arme und Schultern.

Dieser Kranke hatte lange Zeit an unerträglichen Schulterschmerzen gelitten, die jeder Behandlung getrotzt hatten. Der Arzt war dem verblüffenden Ereignis weiter nachgegangen und hatte herausgefunden, daß alte abgeheilte Entzündungen und alte Narben sogenannte Irritationszentren sein können, von denen aus eine Erkrankung immer wieder angefacht wird und jeder Behandlung widersteht.

Ein Leiden, das weit verbreitet ist und oft gar nicht weichen will, sind Rückenschmerzen bei Frauen. Der berühmte Internist Professor Nonnenbruch berichtete davon, wie er bei zahllosen Frauen hartnäckige Kreuzschmerzen beseitigte, indem er ihnen die obengenannte Mischung in Dammrißnarben

Fortsetzung nächste Seite unten

Nimm deine Sterne in die Hand

Fortsetzung von Seite 14

Lajos war ein echter Koczka: Er entwickelte sich zu einem Athleten und nahm — 18jährig — seiner Mutter den Löwenringkampf ab. Mammi ist heute, 1956, das patriarchalische Haupt der Familie. Jeden Abend ist die 74jährige dabei, wenn ihr Lajos in die Manege tritt. Im Wohnwagen aber, bei alten Fotos und Papieren, liegt ein zerknittertes Horoskop ...

Dieses Horoskop hat Mammi in Blackpool zum ersten Male in Unruhe versetzt.

1928 war sie bereits einmal im Tower-Zirkus, und niemals wird sie dieses Engagement vergessen können. Der Löwe Goliath biß ihrem Lajos damals tief in die rechte Hand. Es war nicht die erste böse Verletzung. Einmal, im Zirkus Renz, kam Lajos mit aufgerissener Brust ins Krankenhaus, ein andermal war es der Unterarm, dann wieder mußte das rechte Ohr angenäht werden. Auch die verletzte Hand konnte ihn nicht hindern, am nächsten Tag wieder aufzutreten. Aber wenige Tage später kam der zweite Schlag. Ein Telegramm lag da: zu Hause in Ungarn war der Vater gestorben. Während er im fernen Budapest beerdigt wurde, mußten Leonida und Berberidas ihre Löwen vorführen. Josza rannen an diesem Tag die blanken Tränen aus den Augen. Sie trocknete sie im Mähnenfell ihres „Sultan". Lange, weil immer neue Tränen kamen — und das Publikum klatschte wie rasend dieser Frau zu, die ihren Kopf so eng und kühn an dem mächtigen Löwenkopf rieb ...

Damals hat sich Josza an das Horoskop erinnert, das 1923 für ihren Sohn gestellt worden war. Was da alles stand! Es wimmelte nur so von gefährlichen Aspekten, kritischen Tagen und Warnungen vor wilden Tieren. „Weiß ich selberr, daß unserre Beruff gefährlich ist!" hatte sie gebrummt.

„Eben deshalb! Lies alles genau durch, Josza! Du kannst dir alles besser arrangieren! Lajos wird nie in England Glück haben, und dein Leben ist mit seinem verbunden."

„Und wenn er allein fährt?"

„Dann kannst du ihm nicht helfen, es ist ja sein Horoskop. Laß ihn nie nach England fahren!"

Josza hatte nur den Kopf geschüttelt. Natürlich war sie 1928 nach Blackpool gefahren, und jetzt, 1931, sind sie wieder da. Die Gage ist glänzend, alles geht gut. Aber sie hat, in Erinnerung an das erste Mal, das Horoskop vor sich. Heimlich. Ihr Lajos weiß nichts davon. Und da steht in klarer, gestochener Handschrift: „Äußerste Vorsicht vor dem 17. Juli 1931, kritischer Tag erster Ordnung! Nicht auftreten!" Und weiter: „Sonne und Mond stehen disharmonisch, empfangen feindliche Aspekte von Saturn und Mars ... allerdings ergibt sich in der Endberechnung ein bedeutsamer Glückspunkt ..." Sie atmet auf: „Na also", liest weiter und wird wieder unruhig. „Gegen Monatsende drohen schwere Verluste. Vorsicht vor Erkältungskrankheiten ..." Jetzt im Juli. So ein Blödsinn.

„Kritischer Tag erster Ordnung"

Frau Josza Koczka fühlt, daß sie Angst hat. Da rasseln schon die Klappen hoch, elf Löwen werden in die Manege getrieben. Josza strafft sich, geht hinaus, lächelt. Sie ist nach der letzten Mode gekleidet, um ihr weißes, schräg geschnittenes Abendkleid legt sich eine leuchtendrote Schärpe. Lajos steht an der Gittertüre, während sie arbeitet.

Dicht neben ihm, in einer Loge, sitzt ein Herr, der bereits zum drittenmal die Vorstellung besucht. Er ist von bestechender Eleganz, das dunkle Gesicht mit den mandelförmigen Augen kündet den Exoten. Er klatscht eifrig mit, aber seine Blicke suchen den Dompteur. Lajos verbeugt sich leicht, der Fremde zeigt seine blitzenden Zähne.

„Leonida" treibt die Löwen hinaus, ihr Sohn schließt die Eisentür auf. Sie schlüpft hinaus, er tritt in die Arena. Nun steht sie am Gitter. Geschmeidig fegt Goliath in die Manege: Der Ringkampf! „Berberidas" setzt einen Fuß nach vorne, breitet die Arme aus, Goliath legt ihm die Pranken auf die Schultern, und die Kraftprobe beginnt.

Josza steht atemlos. Sie weiß, daß das Spiel da drinnen wirklich gefährlich ist. Ein Glück, daß ich ihm nichts gesagt habe, fährt es ihr durch den Kopf, er braucht seine Nerven. Sekundenlang

Blitzkrieg gegen den Schmerz

spritzte und sie damit schlagartig heilen konnte. „Die letzte Erklärung für diese Geschehnisse wird uns immer fehlen wie die des Lebens selbst", schließt er seinen Bericht über diese Behandlungen.

Natürlich gibt es bei dieser Behandlungsweise ebenso wie bei jeder anderen auch Mißerfolge. Krankheitsfälle, die nicht von einem Störungsherd aus unterhalten werden oder bei denen es nicht gelingt, den Herd aufzufinden, können nicht mit der Methode geheilt werden. Auch ist der geschilderte Krankheitsfall des schweren Rheumatikers, dessen Gelenke bereits schwer deformiert waren, beileibe nicht zu verallgemeinern. Er stellt ein Paradestück der Methode dar. Nicht ganz so selten, wenn auch wegen der Sofortheilung in einer einzigen Sitzung außergewöhnlich, ist das Krankheitserlebnis einer fünfunddreißigjährigen Privatsekretärin.

Sie kam in die Sprechstunde eines praktischen Arztes, der sich mit Vorliebe der Behandlung von Störungsherden bei rheumatischen Leiden widmete. Sie litt seit über einem Jahr an quälenden Nervenschmerzen (Neuritis) im rechten Arm und an einem „Tennisellenbogen". Das ist ein schmerzhafter Reizzustand eines bestimmten Knochens am Ellenbogen, der sich oft bei Tennisspielern, aber auch bei Handwerkern, Wäscherinnen, Nietern und anderen Berufen findet, bei denen der Arm in bestimmter Haltung überanstrengt wird. Alle Behandlungsversuche waren bei der Sekretärin erfolglos geblieben, obgleich sie sofort ihren Sport aufgegeben hatte und den Arm schonte.

Seit einigen Wochen mußte sie zu ihrem Schrecken bemerken, daß ihr Schreiben, Stenografieren und Maschinenschreiben immer schwerer zu fallen begannen. Wenn sie eine halbe Stunde arbeitete, wurde ihr Stenogramm ein unleserliches Gekritzel, und beim Maschinenschreiben fiel ihr der Arm nach kurzer Zeit kraftlos herunter. Jetzt mußte sie nicht nur befürchten, ihre Stellung zu verlieren, sondern auch ihren Beruf nicht mehr ausüben zu können.

Der Arzt machte ihr eine Einspritzung in die Mandelpole, aber es zeigte sich kein Erfolg. Auch mehrmalige Wiederholung dieser Behandlung an verschiedenen Tagen blieb erfolglos. Schon wollten Arzt und Patientin die Behandlung als aussichtslos abbrechen, als der Arzt zufällig hinter dem rechten Ohr der Kranken eine strahlige Narbe entdeckte. Diese rührte, wie die Patientin sich dunkel erinnern konnte, von einem Stein her, den ihr in ihrer Kindheit ein Junge an den Kopf geworfen hatte.

Die Wunde hatte damals geeitert, war aber ohne ärztliches Eingreifen abgeheilt. Obgleich der Arzt die Sekretärin nach alten Narben befragte, hatte sie sich nicht mehr an den Unfall erinnern können. Als aber der Arzt die Narbe mit einer Nadel berührte, schrie die Kranke auf, so schmerzempfindlich war das Gebilde. Die Narbe wurde daraufhin unterspritzt und in derselben Sekunde verschwanden die Schmerzen im Arm und im Ellenbogen. Ein sofort angestellter Schreibversuch glückte vollkommen. Auch bemerkte die Patientin zu ihrem Erstaunen, daß ein Schmerz im rechten Knie,

schweift ihr Blick über die vordersten Reihen der Zuschauer. Sie mustert kurz den eleganten Exoten, und dann erfüllt das ganze Zelt ein dumpfes Prasseln: die Gewitterschwüle entlädt sich in einem Wolkenbruch. Goliath reißt brüllend den Rachen auf, Lajos lauscht einen Herzschlag lang — und vergißt die eiserne Regel, daß er diesem Löwenrachen niemals zu nahe kommen darf. In Sekundenbruchteilen ist ihm die untere Gesichtshälfte aufgerissen ...

Blitzartig faßt er das mächtige Tier dicht unter dem Ansatz der Vorderpranken; es ist das eingeübte Zeichen, daß der Ringkampf zu Ende ist. Und Goliath reagiert, läßt von ihm ab. Inzwischen ist Josza da, treibt ihn weg, sieht noch, daß ihr Sohn zusammenbricht. Zweimal muß sie den Löwen im Kreise treiben, bis er im Laufgang ist. Der Regen rauscht, und die Eisenstange entfällt ihrer Hand. Nichts als der Regen ist zu hören, als ihr Lajos hinausgetragen wird, dann setzt Musik ein, und mit einem scheppernden Lachen kugeln zwei Clowns herein. Der Käfig wird abgebaut, die Vorstellung läuft weiter.

Lajos liegt im Victoria-Hospital. Nach der Tetanusspritze wurde die Wunde genäht. Das Kinn ist nur auf einer Seite völlig aufgerissen. Goliaths Gewohnheit, Pferdeknochen stets mit dem linken Fangzahn zu zermahlen, hat diesen im Lauf der Zeit völlig stumpf gemacht.

An das Bett des Dompteurs kommt der elegante Exote. Es ist der Maharadscha Karah Khavak aus Indien. Er bewundert diesen Berberidas, er liebt den Zirkus, möchte am liebsten selbst in der Manege stehen. Um diese Sehnsucht zu verwirklichen, hat er einen Plan, der aus Tausendundeiner Nacht stammen könnte:

Eindringlich erzählt er von seiner Krokodilfarm und von der mysteriösen indischen Kunst, auf diese Reptile hypnotisch einzuwirken. Wäre das nicht etwas Neues? Etwas Einmaligeres, als mit Löwen aufzutreten? Er lädt Lajos zu einem Besuch ein, legt einen Scheck für die Krankenhauskosten auf den Nachttisch und eine Schiffspassage erster Klasse nach Indien ...

Mammi Josza denkt an das Horoskop, als sie davon hört. Der Regen hat seit dem Unglückstag nicht mehr aufgehört. Man friert trotz der Jahreszeit. Als Lajos wieder da ist, hat der Löwe Goliath Lungenentzündung. Er stirbt in Lajos Armen, den mächtigen Kopf auf seinen Knien. Gleich darauf verendet ein weiterer Löwe an galoppierender Schwindsucht,

---

von dem sie angenommen hatte, daß er von einem Stoß herrührte, ebenfalls verschwunden war.

Viele Ärzte stehen diesen Ergebnissen des „Sekundenphänomens" äußerst skeptisch gegenüber. Sie geben zwar zu, daß in vielen Fällen durch Injektion betäubender Flüssigkeiten in die Mundschleimhaut — oder irgendeinen anderen Ort — Schmerzzustände wie beispielsweise Ischiasschmerz schlagartig beseitigt werden können, daß die Schmerzen aber nach zwei oder drei Stunden wiederkehren können, während die Anhänger der Methode behaupten, schon viele andauernde Heilungen erzielt zu haben. Erst die Zukunft wird lehren, welche der beiden Richtungen recht hat.

In der nächsten REVUE:

Dr. A. W. SCHMIDT, Hamburg

Ein Jurist greift einen Fall aus der Fülle der Prozesse auf, die täglich anstehen. Hinter jedem „Fall" steht das Leben: das echte Schicksal eines Menschen.

In der übernächsten REVUE:

Dr. Bernh. GRZIMEK, Frankfurt

Jeder Bericht des Frankfurter Zoodirektors vermittelt neue Eindrücke, Erfahrungen und Erkenntnisse. Immer spricht er als Forscher und Tierfreund.

In der darauffolgenden REVUE:

Dr. E. H. G. LUTZ, München

Der medizinische Mitarbeiter führt die Leser der REVUE in die ärztliche Praxis, an das Krankenbett, in ärztliche Laboratorien und Operationssäle.

und einem dritten wird von einem vierten die Kehle durchgebissen.

Mammi denkt an das Horoskop; für März 1933 ist eine „völlige Umstellung" prophezeit, „Lajos wird ganz allein sein, kein Tier mehr ist um ihn". Ihr Magyarenkopf antwortet mit einer List. Sie vergrößert systematisch ihren Tierbestand. Und im März 1933 besitzen sie 32 Löwen, 3 Pumas und einen Tiger.

Man ist in Ungarn, in Nagykaroly. Und dort geschieht es: Eines Spätnachmittags stürzt Lajos in den Wohnwagen: „Mammi!" Sie fährt hoch, packt ihn am Arm. „Die Löwen, die Löwen ..." würgt er heraus. „Nein!" schreit sie, „bitte nicht! Nein! Bitte nicht!" Und dann steht sie vor elf toten Löwen, sieht die anderen im Todeskampf. Gegen Abend ist es in fast allen Käfigen still geworden, noch vor Mitternacht lebt keines ihrer Tiere mehr. Sie sind an verdorbenem Pferdefleisch eingegangen.

Den Koczkas ist zumute, als habe eine Riesenfaust ihr Glück zerschmettert. Es ist aus mit ihnen. Ihr Reichtum — und schlimmer noch, jede Verdienstmöglichkeit ist dahin. In diesen Stunden zerbricht etwas in Josza. Noch vor der Jahrhundertwende hatte sie als Dompteuse begonnen, über dreißig Jahre lang waren Löwen um sie. Alles, was sie konnte und wußte, hat sie ihren Sohn gelehrt — und nun war alles umsonst ...

Sie kramt das Horoskop hervor, will es in einem Wutanfall zerreißen. Das verhexte Papier hat nur Unglück ins Haus gebracht. Die Sterne sind es! fährt es durch ihren Kopf, Lajos hat böse Sterne! Haben sie noch Schlimmeres vor? Mit steinernem Gesicht entfaltet sie das Papier. Liest, und wird ganz still.

Nach drei Tagen erklärt Josza ihrem Sohn, daß er zu seinem Maharadscha fahren müsse. Sie dringt darauf, daß er genau am 12. April diese Reise antritt. „Es wird eine glückliche Reise", sagt sie, „du wirst mit Geschenken wiederkommen!" Lajos sieht sie überrascht an. Es ist nicht ihre Art, derart bestimmt von der Zukunft zu sprechen. Hastig wird alles vorbereitet, und dann fährt er wirklich ab. Als er fort ist, streicht sie jeden Tag an den leeren Käfigen vorbei, die dort gestapelt sind. Der Löwengeruch tut gut, immer aber fühlt sie mit einer bangen Wehmut im Herzen ein großes Abschiednehmen von ihrer eigenen Dompteurarbeit. Nie mehr, sie weiß es, nie mehr wird sie Löwen besitzen ...

Als Lajos Koczka in dem indischen Märchenpalast eintrifft, führt ihn der Maharadscha zu seiner Krokodilfarm. An die fünfzig Ungetüme liegen träge herum. Der Maharadscha mustert sein Gefolge, weist auf einen Negerjungen, läßt ihn von zwei Männern ergreifen. Ein herrischer Befehl — und das Kind wird mitten zwischen die Alligatoren geworfen. Der Junge wird aschgrau im Gesicht, brüllt vor Todesangst. Die mächtigen Echsen kommen in Bewegung, stürzen sich mit aufgerissenen Riesenmäulern auf die unverhoffte Beute. Aber plötzlich ändert sich das Schauspiel. Es ist, als ob ein Film gestoppt würde: jedes Krokodil erstarrt, bleibt wie leblos. Lajos will seinen Augen nicht trauen, ein alter Inder hat mit beschwörenden Handbewegungen den ganzen Hexenkessel gebannt! Es ist einfach nicht zu fassen. Der Negerjunge kommt zitternd und lachend an, verbeugt sich dankbar und tief vor dem „Herrn der Krokodile".

„Willst du das können?" lächelt der Maharadscha. Forschend sieht er auf sei-

Liebesbarometer

Löwe-Frau und:

IDEALFALL! **Widder-Mann** *(21. 3.—20. 4.): Ihr Anspruch, mit Repräsentation in die Mitte eines glücklichen Daseins zu geraten, wird von diesem ideenreichen Mann auf eine nahezu ideale Weise erfüllt werden: Sie müssen nur sich selber treu bleiben!*

Stier-Mann *(21. 4.—20. 5.): Was die Löwe-Frau mit so großem Talent auszugeben weiß, will der Stier-Mann horten und hüten. Es kann zu einer erträglichen, vielleicht sogar glücklichen Koexistenz nur kommen, wenn die Flamme des Glückes immer neu geschürt wird.*

Zwilling-Mann *(21. 5.—20. 6.): Sie müssen sich ewig sehnend bemühen, nur dann können Sie hoffen, daß er seine beste Freundin mit Ihnen betrügt. Am besten, Sie drohen ihm mit Rachefiirts.*

Krebs-Mann *(21. 6.—21. 7.): Diese Ehe nähert sich einem Idealfall, denn Ihre hochfliegende Phantasie weiß seinen Wankelmut auszuschalten und seinen besten Kräften Flügel zu verleihen. Sie müssen eine Fürstin der Koketterie sein.*

IDEALFALL! **Löwe-Mann** *(22. 7.—21. 8.): Sie haben Grund, dem Schicksal auf den Knien zu danken: denn was sollte Ihnen beiden nicht glücken? Ihre einzige Sorge, ein Haushaltbudget, das wie ein Faß ist ohne Boden.*

Jungfrau-Mann *(22. 8.—21. 9.): Vorsicht: er macht sogar aus einer Sexbombe ein braves Hausmütterchen. Und er wird es zustande bringen, Ihnen Jahr für Jahr alle Schwungfedern auszurupfen. Die Äquivalenz: daß Sie im Grab Ihrer Ideale niemals Existenzsorgen haben.*

Waage-Mann *(22. 9.—22. 10.): In dieser Ehe regiert der gute Ton. Nie wird Ihr Geburtstag, nie der Hochzeitstag vergessen! Sie teilen mit ihm Titel und Würden, aber Sie wissen auch, daß er Sie um des Geldes willen genommen hat. Immerhin: diese Ehe hält.*

Skorpion-Mann *(23. 10.—21. 11.): Ein toller Rächer verletzter Liebesgefühle steht Ihnen gegenüber: er persönlich hat die Eifersucht erfunden. Sein Mißtrauen plus Ihre Dynamik ergeben eine eheliche Hochspannung, mit der sich ein Elektrizitätswerk betreiben läßt. Freilich: Sie werden erfahren, was Liebe ist.*

IDEALFALL! **Schütze-Mann** *(21. 11.—20. 12.): Dieser weltläufige Mann, den zu fesseln Sie alle Gaben besitzen, ist nicht gefeit gegen einige Schritte vom Wege. Aber die Überfülle seiner Vorzüge macht wieder gut: Sie werden auch seine Fehler lieben.*

Steinbock-Mann *(21. 12.—19. 1.): Ihr Glück wäre vollkommen und die Ehe ein doppelter Idealfall, wenn Sie nicht diese herrliche Fähigkeit besäßen, hochfliegenden Gedanken anzuhängen. Der gute tüchtige Steinbock-Mann macht aus allem Geld, aber — aus Geld Sicherheit!*

Wassermann-Mann *(20. 1.—18. 2.): Sie müssen alle weiblichen Waffen mit suggestiver Kraft anzuwenden wissen, um diesen ewigen Eheflüchtling zu halten. Am besten, Sie tun, als sei Ihre ganze Ehe Flitterzeit.*

Fische-Mann *(19. 2.—20. 3.): Fischemänner müssen weich gemacht werden: am besten mit viel Liebe und guten Worten. Wenn er auf Ihr Löwen-Temperament nicht anspricht, dürfen Sie nicht gleich resignieren.*



nen europäischen Gast, und Koczka nickt atemlos. Das gibt eine nie gesehene Sensation, das muß er lernen . . .

Für diese künftige Krokodilnummer in der Manege schenkt ihm der Maharadscha seinen Namen: Er läßt von dem alten Inder ihre beiden rechten Handgelenke mit einem Dolch ritzen und ihr Blut vermischen. Sagt dabei feierlich zu Lajos: „Karah Khavak!" und dieser spricht ihn mit seinem Namen an: „Lajos Koczka!" Die mitternächtliche Szene erinnert an die Stimmung in Rudyard Kiplings „Dschungeltraum":

Ich bin du
und du bist ich!
Blut von meinem Blute!

Lajos kehrt mit drei Krokodilen, die ihm sein fürstlicher Blutsbruder geschenkt hat, nach Budapest zurück. Im Hause der Koczkas können die Bewohner der nächsten vier Jahre keine große Wäsche mehr abhalten. Auch in den Keller gehen sie nur mit Gruseln. Denn die große Waschküche nebenan hat der Hausherr zu einem Bassin umbauen lassen. Hier unten hält Lajos seine Ungetüme, übt mit ihnen in endloser Geduld. Als er einen kleinen Erfolg sieht, kauft er fünf Krokodile dazu, aber es wird vier Jahre dauern, bis sie, wenn er nur die Hände hebt, ebenso erstarren, wie er es in Indien gesehen hat.

Der böse 21. Mai in Berlin

In dieser Zeit sieht er die schöne Irina. Ein Mädchen, das in einer Musicalnummer und auf dem Trapez auftritt — und hier hat seine neue magische Kunst sofort Erfolg: Irina lernt auf sein Verlangen hin mit Riesenschlangen umzugehen und mit ihnen zu tanzen. Die Sache soll eine Bereicherung seiner Krokodilnummer bilden. 1938 wird Hochzeit gefeiert. Bald darauf gastiert Zirkus Sarassani in Budapest. Lajos holt den Direktor in die Waschküche — und erhält auf der Stelle einen glänzenden Vertrag.

Und nun geht das alte, unstete Leben wieder los. Mutter, Sohn und Schwiegertochter atmen wieder die geliebte Manegenluft. „Karah Khavak" tritt mit acht Krokodilen auf, seine Irina mit drei Pythonschlangen.

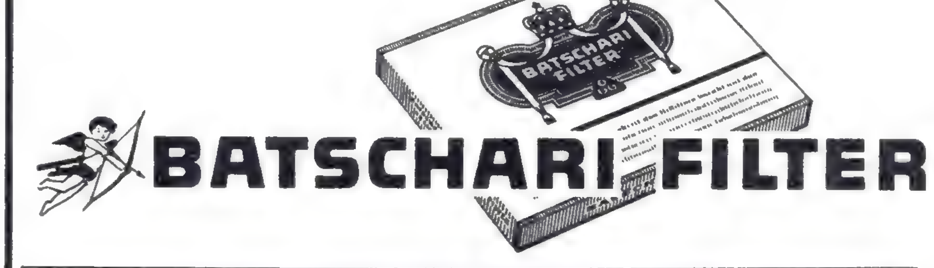
Im Mai 1940 ist man in Berlin. Flammende Plakate zeigen „Karah Khavak", die Nummer selbst ist immer besser geworden — aber Mammi Josza wird immer unruhiger und beschwört endlich ihren Sohn, am 21. Mai um keinen Preis aufzutreten. Er schüttelt den Kopf, will sie beruhigen. Und da zeigt sie ihm endlich sein Horoskop, zählt alles auf, was vorausgesagt und eingetroffen ist. Sogar sein für 1939 prophezeiter Sohn ist angekommen! Und für diesen 21. Mai 1940 spricht das Horoskop ausdrücklich von „Lebensgefahr". Da wird auch Lajos unsicher. Aber der Kontrakt muß erfüllt werden, er muß auftreten. Auch von seinem Trick, den Kopf in einen Krokodilrachen zu stecken, will Lajos nicht abgehen.

Als er ihn dann mit einem schrillen „Aie!" heil wieder zurückzieht, atmen die beiden Frauen auf. Der Rest der Vorführung ist im Grunde ohne Gefahr. Aber wie er anschließend die tückischen Tiere wieder in den Wagen zurückträgt, wird er in die rechte Hand gebissen. In die selben Narben, die von einem Löwenbiß vor 13 Jahren zurückgeblieben sind, graben sich nun scharfe, spitze Alligatorenzähne. Später wird man 13 Bisse zählen können.

Ein Arzt stürzt herbei. Er ist jung, schüttelt nur den Kopf, als ihm der Dompteur erklärt, daß er erst vor wenigen Wochen vorsorglich eine Tetanusspritze erhalten habe. Sicher ist sicher, denkt der junge Arzt und zückt die Spritze. Kurze Zeit später schreit Koczka auf. Sein Gesicht brennt wie Feuer, zwischen roten Flecken bilden sich gefährliche Blasen. Dazu überfällt ihn rasender Schüttelfrost. Er wird ohnmächtig. Seine Bärennatur zwingt ihn wieder hoch. Kaum steht er, fällt es ihn zum zweitenmal. Irina ist weggestürzt, telefoniert nach einem Krankenwagen. Er kommt nicht. Da schlägt Mammi Josza die Scheibe vom Feuermelder ein, und Lajos wird in einem Feuerwehrwagen ins Krankenhaus Charlottenburg gebracht, wo er eine rettende Gegenspritze erhält.

Die Kriegsjahre werden beim Zirkus Jakob Busch verbracht, und bei einem

Bitte lesen Sie weiter auf ***Seite 42***







Stundenlohn: 1000 Mark



140 000 Mark verdient mit ihren knapp 20 Jahren die französische Neuentdeckung Brigitte Bardot für jeden Film. Mit einem Bikini in Cannes, in dem sie bei den Filmfestspielen auffiel, begann ihr Ruhm. Heute nennt man sie „das Mädchen mit den vielen Nullen"



125 000 Mark wurden O. E. Hasse soeben für einen Film geboten, in dem er noch nicht einmal eine wichtige Rolle zu spielen hat. So atemberaubend ist der Schauspieler seit seinem „Canaris" im Kurs gestiegen. Vorher hatte er Gagen zwischen 15 und 25 000 Mark.



1 Million Mark — da kann Marlon Brando wirklich lachen. Es ist die Gage für seinen Film „Das Teehaus unter dem Augustmond", den er augenblicklich dreht. Für „Die Faust im Nacken" hatte der eigenwillige Hollywood-Star „nur" 600 000 Mark erhalten.



100 000 Mark sind die höchste Gage, die je ein Nicht-Filmstar für eine Hauptrolle im deutschen Film bekommen hat. Caterina Valente, berühmt geworden durch ihre Stimme, strich diese Gage für ihren ersten Film, „Liebe, Tanz und tausend Schlager", ein.



150 000 Mark sind für Elizabeth Taylor ein kleines, aber sicheres Einkommen. „Liz" zählt zu den wenigen weißen Raben Hollywoods, die ihren langjährigen Vertrag immer noch respektieren. Sie bekommt ihre 25 000 Mark pro Woche, gleich ob sie spielt oder nicht.



1 Million Mark läßt sich Robert Taylor für jeden Film bezahlen. Da er zu den „Ehrlichen" gehört, die keine Geschäfte machen, muß er rund 90 Prozent Steuern zahlen. Robert ist Gentleman: er zahlt und schweigt. Mit 100 000 Mark läßt sich's zur Not auch leben.

zielt. Die Ziffern bewegen sich zwischen 400 000 und 4 Millionen Mark.

Von Gagen im herkömmlichen Sinne kann man eigentlich nur noch bei den „alten" Stars sprechen. Sie sind meistens schon so reich — oder auch so bequem —, daß sie es nicht mehr für nötig halten, sich ins Filmgeschäft zu stürzen. Ein Gary Cooper läßt sich immer noch eine Gage zahlen — rund eine Million pro Film. Clark Gable arbeitet teils mit Beteiligung, teils auf Honorarbasis. In den letzten zwanzig Jahren hat er bei der Metro-Goldwyn-Mayer im Jahresdurchschnitt seine 2,5 Millionen Mark verdient. Das Ausklügeln geschickter Finanzmanipulationen überlassen die Arrivierten den jüngeren Sternen und Sternchen, die sich mit erlaubten und oft auch unerlaubten Tricks aus den Verträgen ihrer Anfängerzeit zu lösen versuchen, wie vor kurzem Marilyn Monroe, die — REVUE berichtete im letzten Heft darüber — eine Zwischenlösung erreicht hat: sie hat ihren Vertrag mit der Centfox nur unter der Bedingung erneuert, daß sie pro Jahr einen Film unabhängig in eigener Produktion drehen darf.

Weit unter den amerikanischen (und auch den italienischen) liegen die französischen und die deutschen Filmgagen. Immerhin sind die deutschen Gagen in den letzten Jahren ständig im Steigen

Fortsetzung von den Seiten 6 und 7



47 000 Mark stehen als Gage für ihren ersten amerikanischen Film im Vertrag von Marianne Koch mit der Universal-International. Noch vor drei Jahren machte die damalige Medizinstudentin große Augen, als ihr für eine kleine Filmrolle 800 Mark gezahlt wurden.



450 000 Mark sind dreimal so viel wie 180 000 Mark, errechnete Curd Jürgens, als er kürzlich mit Hollywood abschloß. Die 180 000 Mark hatte er für die Rolle des Spions Gimpel bekommen. Es war die höchste Gage, die der deutsche Film heute zahlt.



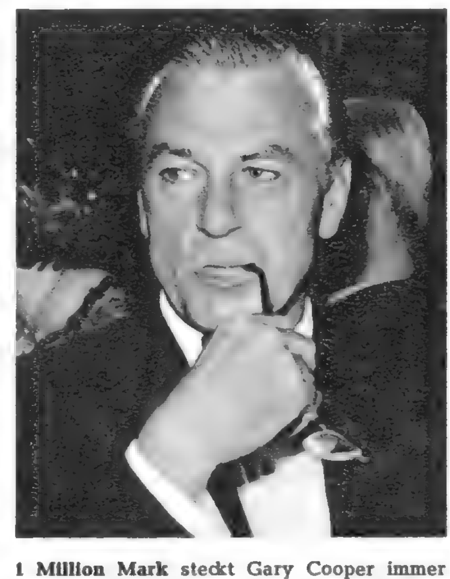
Million Mark auf die Hand erhielt Burt Lancaster schon, als er noch nicht mit dem Filmhersteller Harold Hecht eine Produktionsgemeinschaft eingegangen war. Seitdem er am Gewinn beteiligt ist, erhöhten sich seine Einkünfte um das Doppelte und Dreifache.



350 000 Mark — soviel bekommt Martine Carol, Frankreichs weiblicher Filmstar Nummer eins, vorläufig noch. Jetzt hat sie bessere Aussichten. Sie will in Amerika filmen, wo ihr für die gleiche Leistung dieselbe Ziffer in Dollars geboten wird = 1,4 Millionen Mark!



5 000 Mark ist Hannerl Matz dem deutschen Film nach längerem Verschwinden in der Versenkung wieder wert. Sie glaubt fest daran, wieder auf ihre einstige Höhe von 80 000 Mark zu kommen. Ihr Partner in „Der Kongreß tanzt", Rudolf Prack, hat 75 000 Mark pro Film.



1 Million Mark steckt Gary Cooper immer noch pro Film in die Tasche. Er zählt zur alten Garde, die es nicht nötig hat, sich durch Gewinnbeteiligungen ein Grundkapital zu erwerben. Gary hat ausgesorgt. Er überläßt das Feld gern den Jüngeren und Ehrgeizigeren.

egriffen. Stars wie O. W. Fischer, Curd Jürgens, Maria Schell, Catarina Valente, Hans Albers und O. E. Hasse verdienen pro Film 100 000 Mark und mehr. Doch auch die Mehrzahl der deutschen Spitzenreiter ist außer ihrer Gage am Reingewinn beteiligt, oft bis zu 25 Prozent. Daß auch Romy Schneider in Kürze in die Spitzengruppe aufrücken wird, ist wahrscheinlich. Etwas unter der ersten Garnitur liegen Ruth Leuwerik mit rund 0 000 Mark und Rudolf Prack mit ungefähr 75 000 Mark pro Film.

Am Auf und Ab des Filmruhms von Hannerl Matz läßt sich ablesen, daß der „Marktwert" eines Filmschauspielers meist von Faktoren abhängt, die außerhalb der rein künstlerischen Sphäre liegen. Hannerls „Typ" — das liebe Wiener Madl — wurde plötzlich wieder modern. Von 5000 Mark Gage in der „Försterchristl" war sie auf 80 000 Mark in „Arlette erobert Paris" gestiegen. Als sie dann hartnäckig ihren Verlobten Karl Hackenberg als Schauspieler in ihren Filmen unterbringen wollte, machten die Produzenten und Verleiher nicht mit. Hannerl fiel rapid im Kurs. Neue Gesichter — wie das der aparten Marianne Koch — fesselten das Publikum. Aber Hannerl ließ sich nicht unterkriegen. In „Der Kongreß tanzt" spielte sie sich wieder nach vorn. Gage und Publikumsgunst bezeichnen den Wert eines Stars.

Nimm deine Sterne in die Hand

Fortsetzung von Seite 39

Bombenangriff auf Chemnitz rettet Familie Koczka nur das nackte Leben. Aber 1949 tritt „Karah Khavak" wieder in Dänemark auf. Und es geht aufwärts.

Eine Zeit glücklicher Arbeit. Der älteste Sohn hat sich mit den Krokodilen und Schlangen befreunden müssen. Die Koczkas sind in der Schweiz beim Zirkus Knie, bereisen Italien, kommen nach Westdeutschland zurück, und schließlich werden sie nach Ostberlin engagiert.

Das Horoskop ist in Mammi Joszas Verwahrung. Man muß das Leben nehmen, wie es ist, die Augen offenhalten und auf sein Glück vertrauen, das ist ihre Meinung. Und außerdem: ein Privatmensch kann zu Hause bleiben, wenn irgendeine mulmige Konstellation droht, aber ein Artist muß auftreten. Aber heimlich, ganz heimlich sieht Josza eben doch immer wieder in dieses Horoskop hinein.

In ihm wird der 31. Oktober 1955 als äußerst kritisch bezeichnet. „Keine Reise unternehmen!" Nach langem Hin und Her wird beschlossen, daß Lajos am 1. November fährt, und der große Wagen mit den Tieren am 31. nach der Vorstellung mit dem Tierwärter auf die Bahn geht. Aber dieser Wärter weigert sich entschieden, nach Ostberlin mitzukommen. Lajos vertraut die Begleitung seinem ältesten Sohn an. Der ist jetzt 16 Jahre alt, er wird es schaffen. An der Grenze, in Helmstedt, wird man zusammenkommen.

Am 1. November aber ist kein Wagen und kein junger Koczka in Helmstedt. Die Bahnbeamten können keine Auskunft geben, alle Telefonate sind bis nachmittags umsonst. Endlich, in der Dämmerung, rollt ein kurzer Güterzug ein. Ein Junge springt vom Trittbrett, taumelt seinem Vater entgegen. Er wischt sich mit blutenden Händen über ein rauch- und rußverschmiertes Gesicht, in seinen Augen stehen Tränen. Er zittert, kann kaum sprechen, ist von Angst, Scham und Verzweiflung gepeinigt.

Lajos packt ihn an den Schultern, schüttelt ihn: „Was ist passiert? Wo sind die Tiere?" — „Verbrannt!" stammelt der Junge …

Lajos stürzt zu dem Wagen, ein scheußlicher Geruch schlägt ihm entgegen. Folgendes ist geschehen: Unter dem Wagen ist ein kleiner Feuerherd, der ständig brennen muß. Die Hitze wird durch ein Röhrensystem im Wageninnern verteilt, um den Tieren die nötige Wärme zu sichern. Der Fahrtwind aber hat das Feuer angefacht, Funkenflug kam hinzu, und so fing der Wagen während der nächtlichen Fahrt zu brennen an. Bis der Junge das Unheil bemerkte, bis er das Zugpersonal verständigen, bis gelöscht werden konnte, waren die drei Pythonschlangen und drei Krokodile verschmort. Die übrigen acht Krokodile allerdings lagen unten in ihrem Wasserbassin. Sie lebten.

„Karah Khavak" trat trotzdem in Ostberlin auf. Im Januar 1956 folgte München — der Zirkus Krone, und die nächsten Monate werden ihn wieder woanders sehen. Aber das Horoskop hat wieder einmal recht gehabt. Was sagt es für die weitere Zukunft? Wenn man Mammi Josza fragt, zieht sich die würdige Dame die Pelzjacke fester um ihre Schultern, wirft den Kopf zurück und sagt blitzenden Auges: „Horroskopp ist gutt! Werrden noch lange in Zirkuss sein! Meechte heite noch mit Löwenn arbeiten — binn zu alt …"

Im nächsten Heft:

Der Schuß nach dem Mond — „Der U-Boot-Kommandant ist ein Krebs" — Große Oper mitten im Atlantik

Goebbels überlistet Göring

Fortsetzung von Seite 27

Grace Golden nickte stumm, und Göring preßte die Lippen aufeinander. Das Ausweichmanöver war vereitelt! In diesem Augenblick erschien Fräulein Grundmann:

„Der Admiral läßt sagen, daß es sich nicht um einen Beamten des Polizeipräsidiums gehandelt hat. Kein Angehöriger des betreffenden Dezernats hatte heute einen Auftrag fürs Metropol-Theater. Es ist ganz ausgeschlossen, betont der Admiral, daß der Vorfall sich ereignet hat. Wenn er sich aber ereignet hat, dann muß es sich um einen falschen Kriminalbeamten gehandelt haben!"

„Einen ‚Spanner' nennt man das!" rief Pili. „Das ist allerdings möglich!"

„Was soll der Admiral auch anderes sagen", bemerkte Goebbels eisig. „Abstreiten ist das beste, um sich aus dieser Affäre zu ziehen!"

Göring sprang auf und wollte auf das junge Mädchen zutreten. Dieses aber schien jetzt erst die Tragweite dessen begriffen zu haben, was hier gesagt wurde.

„Ein Spanner?" rief sie, „ein falscher Kriminaler? Da hat mir einer 'n Streich gespielt! Irgend so 'n Lustmolch? Geben Sie mir einen Stuhl, Graf, ich falle in Ohnmacht!" Doch ehe der Graf dem Wunsch entsprechen konnte, schloß das Mädchen die Augen, schwankte, sank dann langsam zu Boden und blieb dort, mit einer letzten automatischen Bewegung ihrer Hände die Kleider ordnend, liegen, regungslos und lang ausgestreckt.

Dies war der Höhepunkt der Verwirrung! Betroffen blickten die Männer auf das scheinbar bewußtlose Mädchen. Unbeachtet aber hatte sich, dem Beispiel seines Herrn folgend, der junge Löwe erhoben. Zunächst hatte er sich gestreckt und ein paarmal gegähnt. Immer wieder schüttelte er den Kopf. Nun aber reizte die am Boden liegende Frau seine Neugier. Ehe jemand ihn hindern konnte, hatte er die Bewußtlose erreicht. Er begann, sie abzuschnuppern. Mit seiner weichen Schnauze fuhr er an ihrer Wade entlang, und unwillkürlich zuckten die Beine der Bewußtlosen.

Wieso? dachte Göring. Bewußtlose zucken doch nicht mit den Beinen!

Der Löwe indes setzte seine „Visitation" fort. Schon berührte der Atem des Tieres das Gesicht des Mädchens.

Zu schreiendem Leben erwachte die Ohnmächtige! Sie öffnete die Augen und, die geöffnete Schnauze des Löwen über sich erblickend, stieß einen Entsetzensschrei aus, um die Augen sofort von neuem zu schließen!

Göring trat herzu, kraulte den Löwen im Nacken und bemerkte: „Er ist so herzensgut. Pili, bring ihn weg!"

Der Staatssekretär nahm das Tier am Halsband und führte es fort. Göring aber rief der Tänzerin zu:

„Der Löwe tut Ihnen nichts, mein Fräulein, Sie können ruhig aufstehen!"

Jetzt aber war das junge Mädchen wirklich ohnmächtig geworden. Ihr Gesicht war kalkweiß, sie atmete mühsam, sie regte sich nicht.

„Komm, Pili", forderte Helldorf den Staatssekretär auf, „wir müssen sie hineintragen. Das war zuviel für sie. Habt ihr einen Arzt im Hause?"

„Ich brauche einen Arzt!"

Vereint trugen sie die Ohnmächtige ins Haus, wo sie nach einiger Zeit wieder zu sich kam. Göring und Goebbels blieben allein zurück. Was sie nun besprochen haben, weiß niemand.

Schließlich kam Helldorf zurück. Das Fräulein Golden leide immer noch unter den Folgen des Nervenschocks. Der herbeigeholte Arzt, ein Dr. Richter aus der Hermann-Göring-Straße, hatte von weiterem Auftreten zunächst abgeraten. Eine Pause von mindestens einer Woche sei empfehlenswert.

Sehr herzlich waren die Abschiedsworte, mit denen Goebbels sich bei Göring für den „netten Abend" bedankte, aber der blanke Hohn stand in seinen Augen. Schon im Begriff, zu gehen, wandte er sich noch einmal um, und nun spielte er den letzten und höchsten Trumpf aus:

„Mein lieber Göring", so revanchierte er sich jetzt mit jovialer Anrede, „die Sache wäre völlig belanglos! Aber die junge Dame ist kürzlich dem Führer vorgestellt worden, und das macht es so diffizil!"

Finster brütend vernahm Göring diese Abschiedsworte, und äußerst knapp war seine Erwiderung. Der kleine Doktor hatte ihn 'reingelegt, und sein Hinweis auf die Bekanntschaft des Mädchens mit Hitler war deutlich. Was jetzt folgen würde, war klar!

„Pili!" rief Göring. In diesem Augenblick kam die Tänzerin nochmals zurück und betrat suchend die Terrasse, und so vernahm sie, was Göring seinem Staatssekretär zurief. Bei ihrem Anblick aber wandte er sich gereizt ihr zu:

„Was suchen Sie denn noch?" fragte er, und sehr barsch klangen diese Worte.

„Den Arzt", erwiderte das Mädchen, „den Arzt! Ich brauche doch das Attest für die Ortskrankenkasse!"

Hermann Göring verzog das Gesicht, als ob er es mit einer Irrsinnigen zu tun hätte. Dann wandte er sich mit jähem Ruck um. Grußlos ließ er das junge Mädchen stehen.

Grace Golden eilte nun zu dem Ministerwagen, wo Goebbels und Helldorf sie erwarteten. Das Auto überquerte den Leipziger Platz, und dabei fragte Helldorf: „Hat Göring noch was gesagt?"

„Zu mir kein Wort", gab Grace Golden Auskunft, „er war äußerst ungemütlich und ließ mich einfach stehen! Dabei habe ich ihm doch nichts getan. Aber er schien äußerst schlechter Stimmung, denn auch dem Herrn Pili kam er grob."

„Was hat er denn da gesagt?" wollte Goebbels wissen.

„Pili", schrie er laut über die Terrasse, „schaff den Löwen sofort aus dem Haus. Ich kann die Bestie nicht mehr sehen. Da ..."

Das Mädchen unterbrach unvermittelt seine Erzählung. Der Wagen fuhr nicht zur Bellevuestraße, wie sie wohl erwartet hatte, Richtung Charlottenburg, zu Hell-



WOLF GRAF VON HELLDORF, der Berliner SA-Führer, wollte auch als Polizeipräsident von Berlin nicht in die SS eintreten; er haßte die „Schwarzen". Göring und Goebbels waren seine mächtigen Verbündeten gegen Himmler.

dorfs Wohnung, sondern bog am Potsdamer Platz rechts ab und in die Voßstraße ein.

„Da ...", wiederholte der Minister, „was wollten Sie noch sagen, Fräulein Grace?"

„Da geht es doch nicht hin — wollte ich sagen, Herr Minister. Wohin fahren wir jetzt?"

„Ins Ministerium. Wir wollen ein Protokoll des Vorfalls aufnehmen."

An der Auffahrt vor dem Propagandaministerium am Wilhelmplatz erwartete eine kleine Gruppe die Rückkehr des Ministers. Adjutanten, Referenten, Ordonnanzen. Aus dieser Gruppe trat ein SA-Führer, den vier Sterne am Aufschlag des Rockes als Sturmbannführer auswiesen, auf den Grafen Helldorf zu:

„Befehl ausgeführt, Obergruppenführer", meldete er zackig.

Helldorf zauderte, schien unmutig erwidern zu wollen. Aber dann überspielte er gewandt die Situation, dankte lächelnd und führte die Tänzerin schnell in das Innere des Hauses. Man stieg die mit rotem Velour ausgelegte Treppe empor; vor einem riesigen Spiegel machte die Tänzerin halt und sah sich forschend um.

„Was gibt's?" fragte Helldorf.

„Ich weiß nicht", begann das junge Mädchen unsicher, „aber den Mann, der am Eingang so grüßte, den kenne ich doch. Wer war das denn?"

Nun zog Helldorf wieder das dumme Gesicht, das er wie eine Maske anzulegen verstand:

„Wer?"

„Der SA-Mann am Eingang, der mit den vielen Sternen!"

„Ach der! Das war ein Mann aus meinem Stab. Unwichtig!"

„Ich weiß nicht", sagte Grace Golden langsam, und dabei heftete sie ihre Augen forschend auf den Grafen, „den Mann kenne ich irgendwie, den muß ich schon mal irgendwo gesehen haben — ich weiß nur nicht wo!"

„Unsinn", lachte der Graf, „der ist gestern frisch aus München gekommen und zum erstenmal in Berlin!"

Die Tänzerin schüttelte den Kopf, und es schien, als suchte sie ganz verzweifelt in ihrer Erinnerung den Augenblick, an dem dieser Mann ihr begegnet war. Auch als sie bei der Niederschrift des Protokolls jene Szene berichtete, in der ein Kriminalkommissar der Sittenpolizei auf sie zutrat, schloß sie die Augen, wie um das Bild in allen Einzelheiten heraufzubeschwören. Aber schnell drängte man sie, in ihrem Bericht fortzufahren, und ergeben gehorchte sie ihren Beschützern.

„Aber ich brauche noch das Attest für die Ortskrankenkasse", setzte sie zum Schluß hinzu. „Denn bei Göring habe ich den Arzt nicht mehr erreicht."

„Ich lasse Ihnen hier eine Bescheinigung ausstellen — mit Ministerstempel." Goebbels lächelte über die Einfalt der Tänzerin. Aber das junge Mädchen widersprach. Ganz energisch beharrte sie auf ihrem Willen:

„In Ihrem Haus, Herr Minister, haben Ihre Bescheinigungen großen Wert. Für meine Sache aber, Herr Minister, benötige ich das Attest eines richtigen Arztes. Sonst habe ich Schwierigkeiten! So ist das bei der Ortskrankenkasse, Herr Minister!" Erst als der Graf in ihrer Gegenwart den Doktor Richter angerufen hatte, war sie zufrieden. Sie ließ sich den Hörer geben: „Ich hole es mir morgen selbst ab, Herr Doktor", versicherte sie eifrig, „denn es muß noch am gleichen Tag zur Ortskrankenkasse!"

Nun erst bestieg die Tänzerin den kleinen Sportwagen Helldorfs. Der Graf steuerte selbst, so waren die beiden jetzt allein. Sie fuhren durch das Brandenburger Tor, da fragte Helldorf:

„Was wolltest du vorhin noch sagen, Grace, als wir über den Potsdamer Platz fuhren? Da war doch noch etwas!"

„Ja", erwiderte das Mädchen, „Göring hatte doch den Befehl gegeben, den Löwen fortzuschaffen. Und da hatte der Mann, den ihr Pili nennt, erwidert: Lügen haben kurze Beine, d i e Lüge hat e i n kurzes Bein!"

„So ist es", bestätigte Helldorf, „das sagt man in der Berliner SA. Aber es war doch gut, daß du es nicht wiederholt hast!"

Das Protokoll, das an diesem Abend im Ministerbüro des Dr. Goebbels aufgesetzt worden war, lag am nächsten Tag in der Reichskanzlei vor. Hitler geriet außer sich, als er von dieser Kontrolle der Dessous einer Künstlerin vernahm — einer Künstlerin, und das war natürlich in diesem Protokoll genau vermerkt —, die ihm wenige Tage zuvor noch vorgestellt worden war! Die volle Schale seines Zornes ergoß sich über die „verkalkte Bürokratie"; in hellem Zorn wetterte er über die Berliner Polizei.

Vergeblich legte der betroffene Polizeipräsident eine Akte vor, worin der amtliche Sachverhalt dokumentiert war. Niemand aus seiner Behörde habe, so versicherte Levetzow, jemals einen derartigen Auftrag gehabt, und niemand aus seiner Behörde habe sich an diesem Abend im Metropol-Theater befunden.

Wie Goebbels ganz richtig vorausgesehen hatte, glaubte Hitler dem Admiral kein Wort. In seiner Voreingenommenheit gegen das alte Beamtentum biß er sich fest in seinem Zorn über den untadeligen, leider aber ungewandten Mann. Wenige Wochen später mußte der honorige Admiral das Haus am Alexanderplatz verlassen, und am nächsten Tag brachten die Zeitungen eine Meldung, die im Fettdruck gesetzt war: Ministerpräsident Hermann Göring habe den Polizeipräsidenten von Potsdam, Wolf Graf von Helldorf, an die Spitze der Berliner Polizei berufen.

Hanussen war vergessen ...

Der Polizeipräsident der Reichshauptstadt, der für die äußere Ordnung und Sicherheit verantwortlich war, hieß nun Wolf Graf von Helldorf. In der Öffentlichkeit ahnte niemand, welche Umstände ihn in diese Stellung gebracht hatten. Selbst ein Freund des großstädtischen Nachtlebens, fiel es ihm nicht schwer, die Verheißungen der Großstadt in strahlenden und trüben Lichtern glänzen zu lassen.

Die Akten über Blomberg

„Alles geht auf Vordermann — nur Helldorf nicht!" erklärte der SS-Gruppenführer Heydrich seinem Chef Himmler. Das war zur Zeit der Entlassung der Generale Blomberg und Fritsch aus der Wehrmacht. Damals besaß Helldorf ein geheimes Dossier über den General von Blomberg. Die Geheime Staatspolizei hatte bei Helldorf interveniert: Dieses Dossier gehöre in den Bereich der Gestapo.

Helldorf hatte sofort die Tragweite dieser Forderung erkannt; eigentlich müßte er der Forderung der Gestapo Folge leisten. Aber der Graf hatte sich immer geweigert, in die SS einzutreten. Er haßte die „Schwarzen", wie er sie nannte, er verachtete ihre Methoden. Und jetzt nimmt er sein Dossier unter den Arm und begibt sich zu Göring.

Wieder treffen sich die beiden in jenem Hause am Leipziger Platz, das Helldorf genau kennt. Freilich, der Löwe ist längst abgeschafft, seit jenem Tage ... Das waren noch Zeiten, denkt der Graf wehmütig, heute dreht es sich nicht mehr um eine Tänzerin, und Göring empfängt nicht mehr im braunen Ledergewand. Göring kennt den Anlaß nicht, der Helldorf zu ihm führt.

„Also, was haben Sie?" fragt Göring unfreundlich. Helldorf breitet den Inhalt des Dossiers aus. Es ist ein Moment von großer Tragweite, denn in diesem Augenblick beginnt die große Generalskrise des Dritten Reiches.

Seit jenem dienstwidrigen Verhalten, wie sie es nennen, hassen Himmler und Heydrich den Grafen. Sie können ihn nicht absetzen, Goebbels und Göring halten ihn, und auch Hitler ist für Helldorf eingenommen. So versuchen sie, ihn in seinem Dienstbereich einzuschränken, und das gelingt. Die Staatspolizei gehört sowieso zum Bereich der beiden SS-Führer. Was sie aus Helldorfs Bereich an sich reißen mögen, ist die örtliche Ord-



nungspolizei und Schutzpolizei. Dann würde der Graf nur noch die Verkehrspolizei und die Kriminalpolizei behalten!

Helldorf wehrt sich verzweifelt gegen diese Kaltstellung, und er findet dabei die Unterstützung der Beamtenschaft am Alexanderplatz. Er redet in ihre Arbeit nicht hinein, aber er stellt sich vor sie und deckt sie nach oben ab. Dafür dekken seine Beamten den Mantel des Schweigens über seine privaten Passionen.

Im Polizeipräsidium am Alexanderplatz „läuft der Laden"; die bewährte Beamtenschaft arbeitet, auch wenn Helldorf nicht im Hause ist. Und das ist sehr oft der Fall. Manchmal ist er drei, vier Tage nicht erreichbar — nicht für Untergebene und nicht für Vorgesetzte. Dieser Umstand ist es, der Helldorfs Leben gerettet hätte, wenn er nicht verraten worden wäre.

Seit Kriegsbeginn gehört der Polizeipräsident Graf Helldorf zu dem Verschwörerkreis, der mit der Bezeichnung „20. Juli" gekennzeichnet ist. Nicht mehr als zweihundert Männer sind wirklich am 20. Juli beteiligt. Zu ihnen gehört auch Helldorfs Freund Arthur Nebe, der Leiter des Reichssicherheitshauptamtes. Um Helldorf haben sich die Verschwörer besonders bemüht.

Bei den Vorbereitungen des Putsches wird Helldorf bedeutet, daß man auf ihn rechnet — bezüglich der Berliner Polizei. Wie immer verzieht er keine Miene, aber Nebe gegenüber äußert er seine Empfindungen:

„Ich weiß nicht, wie die sich das vorstellen! Polizei gegen Wehrmacht und SS!"

Er läßt eine Karte anfertigen, einen polizeilichen Stadtplan von Groß-Berlin. Alle Stützpunkte, alle Unterkünfte der SS werden auf diesem Stadtplan eingetragen und die Ziffern der voraussichtlichen Belegung auf einem besonderen Blatt fixiert. Immer wieder tritt man an ihn mit der gleichen Aufforderung heran: Er, Helldorf, möge mit der Ordnungspolizei den Putsch in Berlin durchführen! Er hält diesen Plan für phantastisch und aussichtslos.

Der Graf wird gleichgültig. Ist ihm die Beteiligung am Putsch zuwider geworden? Befindet er sich in einer Lebensphase völliger Lethargie?

„Ich habe kein rechtes Vertrauen mehr zu den Leuten", bemerkt er in der Unterhaltung zu einem Mitverschwörer, der früher einmal sein Untergebener war. Er mißtraut den Generalen, argwöhnisch verfolgt er ihre Pläne.

Man wird ihn nach geglücktem Attentat ins OKW holen lassen, um die Polizei der Wehrmacht zu unterstellen, so lautet nun die Abrede. Während dieser Zeit wird er den Polizeiapparat stillegen. Ungehindert können die Truppenteile der Verschwörung Berlin besetzen, dann erst wird die Ordnungspolizei ihre Funktion wiederaufnehmen. Das ist sein Plan, darin bleibt er fest. Aber mit düsteren Prognosen begleitet er die Vorbereitungen.

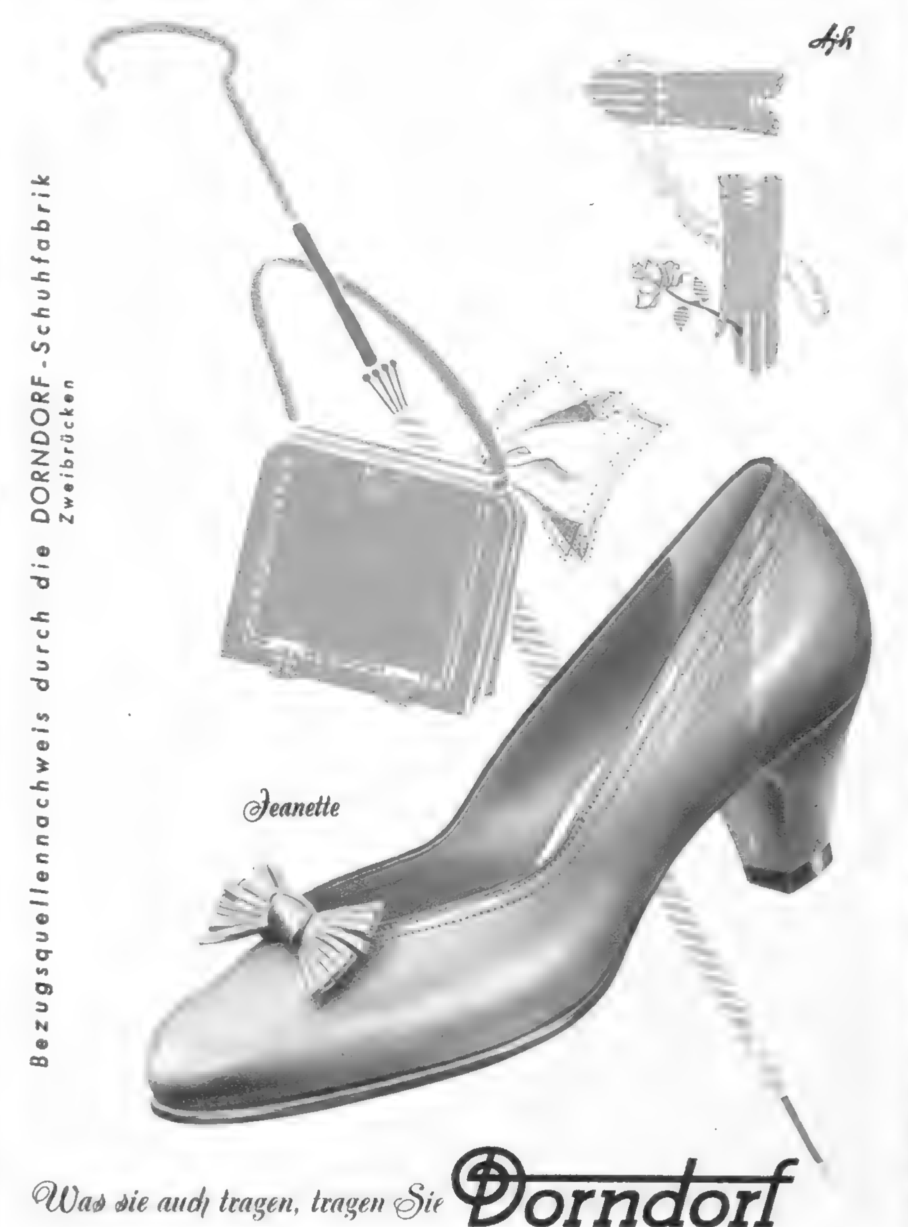
Im Ablauf des 20. Juli sind zwei Vorgänge zu unterscheiden: Das Attentat im Führerhauptquartier und der Verlauf des Putsches in Berlin. Das Attentat ist am Nachmittag im OKW bekannt geworden und im Propagandaministerium. Doch der Umstand, daß für Berlin ein Putsch geplant ist, ist abends um 7 Uhr der Gegenseite noch nicht bekannt.

Sehr kaltblütig zeigt sich Graf Helldorf in dieser Phase der Ungewißheit. Gegen 18 Uhr ruft er seine großen Feinde an, das Hauptquartier der Getapo in der Prinz-Albrecht-Straße. Man weiß dort noch nichts Genaues, erfährt Helldorf. Genaues weiß man auch nicht im Hause am Wilhelmplatz bei Goebbels. Der zeigt sich in dieser Stunde genauso furchtlos wie der Graf: er bleibt auf seinem Posten. Doch fällt ihm ein wichtiger Umstand auf: Die Polizei läßt sich nicht blicken!

„Was ist eigentlich mit Helldorf?" fragt er seinen Staatssekretär Dr. Naumann. „Der müßte sich doch eigentlich jetzt einmal sehen lassen!"

Im nächsten Heft:

Helldorf wird hingerichtet — Hitler am 20. Juli 1944 — Die Enthüllungen des Feldwebels Adam im Führerhauptquartier





„Kleine Revue"

VON HENRIETTE

Ein hoher Beamter der Bundesregierung hatte eine Rede gehalten. Eine Rede, bei der er sich selber in so unvorschriftsmäßige Begeisterung geredet hatte, daß alle Spielregeln über Bord gegangen waren. Hinterher sammelte sich die Presse um ihn. Bevor aber noch einer der Reporter überhaupt nur den Mund auftun konnte, sprach der Minister:

„Meine Herren, erstens habe ich etwas ganz anderes gesagt, zweitens habe ich es gar nicht so gesagt, drittens habe ich gar nichts zu sagen, und viertens bitte ich Sie, es nicht weiterzusagen!"

Abstrakte Kunst ist ein Thema, mit dem sich seit der großen Picassoausstellung auch Menschen befassen, die vorher nicht van Gogh von Raffael unterscheiden konnten. So hörte ich zwei Damen in der Trambahn sich unterhalten: „Abstrakte Bilder!" rief die eine, „nein, die kommen mir nicht ins Haus. Ich habe schließlich eine Tochter von sechzehn Jahren."

„Was hat denn Ihre Tochter mit abstrakten . . .?"

„Sie sind gut!" unterbrach sie die bescheidene Zwischenfrage, „bei solchen Bildern kann man doch nie wissen, ob sie nicht unanständig sind."

Nach dem endlosen Schnee sind Überschwemmungen an der Tagesordnung. Da stand neulich der sagenhafte Graf Bobby vor so einer Wasserflut und staunte: „Schau nur, des viele, viele Wasser!"

Der ebenso sagenhafte Baron Mucki stand daneben und kommentierte: „Und wenn man dann noch bedenkt, daß man nur das sieht, was obenauf ist!"

Nichts Schöneres, als in Ferienerinnerungen zu kramen. Wir taten das gestern abend lange und mit Begeisterung. Eine Freundin erzählte von Italien: „Das Lustigste war eigentlich ein Hunderennen, das ich gesehen habe."

Tante Olga saß dabei und schüttelte den Kopf: „Was es alles gibt. Sag mal, wer reitet denn da eigentlich?"

In den Wärmestuben ist man nicht in schlechtester Gesellschaft. Oft wurde da heftig politisiert. „Sag' einer über den John, was er will", hörte ich einen alten Herrn, „auf jeden Fall ist er antikommunistisch eingestellt."

„Von wem?" fragte ein anderer trocken.



KREUZWORTRÄTSEL

1		2	3	4	5			6
	■	7					■	
8	9	■	10			■	11	
12		13	■		■	14		
15				■	16			
17			■	18	■	19		
20		■	21		22	■	23	
	■	24				25	■	
26								

Waagerecht: 1. russ. Laute, 7. trop. Harz, beliebt für Kreuzworträtsel, 8. Doppelkonsonant, 10. eine (meist verbot.) Handlung, 11. Abk. der nord. Währungseinheit, 12. Brennstoff, früher auch Leuchtstoff, 14. schrieb Detektiv- und Schauergeschichten (1809 bis 1849), 15. darin strömt bei manchen nicht nur das Blut, sondern auch die dichter. Kraft, 16. schwankt a. d. Börse, 17. nord. Hirsch, bei uns nur im Zoo und in Kreuzworträtseln vorkommend, 19. arab. Häuptling und Vorgebirge, 20. regiert den 3. und 4. Fall in zeitl. und örtl. Umständen, 21. den . . . fürchtet der Rheumatiker, auch wenn er nicht im . . . nach . . . fährt, 23. Ausruf und chem. Zeichen für Natrium, 24. turner. Übung und Straßenwendung, 26. Botschaft, Mitteilung. — Senkrecht: 1. Balkanstaat, 2. franz. Artikel, 3. Singstimme, 4. Titelheld bei Shakespeare, 5. Dienststelle, Behörde, 6. der Absender von 26. waagerecht, 9. Verkaufsstelle, 11. hl. Schrift des Islams, 13. kl. jap. Geldeinheit, 14. rein, unvermischt, 21. deren hat der Mensch zehn, 22. zweimal . . . = eine Operette von Paul Lincke, 24. Abk. der tschech. Währungseinheit, 25. z. B. auf latein.

SILBENRÄTSEL

Aus den Silben band — chi — do — e — e — ei — en — ga — le — li — men — ne — nit — nus — ob — on — port — rho — ro — rühr — se — si — sup — tait — te — tee — ti — tu sind neun Wörter zu bilden, bei denen der erste, dritte und letzte Buchstabe, von oben nach unten gelesen, ein bekanntes Sprichwort ergeben.

1. Teil der Drehbank ....
2. Seidenschleife ....
3. Grundstoffe ....
4. franz. Staat in Nordafrika ....
....
5. Seeigel ....
6. Schmuckstein ....
7. Pflanze ....
8. Speise ....
9. Verpflichtung ....

Auflösungen in der nächsten Nummer der REVUE

Auflösung aus der letzten Nummer der REVUE

Waagerecht: *1. Palast, 5. Sahara, 10. Nero, 11. Allee, 13. Tell, 14. Schar, 15. Ruede, 16. the, 17. Gamma, 20. Max, 21. Leu, 22. Ate, 24. Latte, 26. Ute, 28. Reste, 29. Lenin, 30. Sekt, 31. Staub, 32. Note, 33. Steuer, 34. Banane.* — **Senkrecht:** *1. Pest, 2. Architekt, 3. Lohe, 4. Sarg, 6. Aera, 7. Atem, 8. Redaktion, 9. Alex, 12. Lametta, 18. Ala, 19. Mut, 22. Ares, 23. Este, 24. Lese, 25. Elba, 26. Unna, 27. Ente.*

Auch in den besten Ehen kommen Dinge vor, die den häuslichen Herd bedenklich ins Wanken bringen. Einer meiner Freunde konnte kürzlich von Glück sagen, daß seine Frau vernünftig genug war, ihm seinen Schritt vom Wege großmütig zu verzeihen. Gestern aber fing sie plötzlich wieder von der Sache an. „Liebling", seufzte er, „hattest du mir nicht versprochen, du wolltest vergessen?"



„Stimmt!" rief sie, „aber ich will nicht, daß du vergißt, daß ich vergessen habe!"

Ein berühmter Fallschirmspringer wurde interviewt. „Was hat Sie eigentlich dazu bewogen, diesen doch immerhin nicht gerade alltäglichen Beruf zu ergreifen?" fragte der Reporter.

Der berühmte Mann schmunzelte: „Drei aussetzende Motoren!"

Himmel, was war das für eine grauenhafte Kälte in diesem Winter! Als wir mit den Kohlen restlos am Ende und die Leitungen glücklich alle eingefroren waren, fing ich an, Bekannte zu besuchen. Bei Polles kam ich pünktlich zu einem handfesten Familienkrach. Der Mann kam gerade strahlend nach Hause, ein funkelnagelneues Barometer unter dem Arm: „Nun können wir wenigstens gleich sehen, wenn das Wetter besser wird."

„Verschwender!" fauchte die Frau des Hauses, „wozu, meinst du, hat der liebe Gott dir deinen Rheumatismus gegeben?"

Ein nicht mehr ganz taufrischer Schauspieler ließ sich herbei, an einer kleinen Provinzbühne zu spielen. Am Abend vor seinem ersten Auftritt saß er noch ein wenig mit dem Herrn Direktor zusammen und sprach stundenlang von sich selber. „Wenn man Sie so reden hört", meint der Direktor endlich, „dann könnte man glauben, Sie hätten nur Vorzüge."



„O nein!" sagte der Mime bescheiden, „natürlich habe auch ich meine kleinen Fehler. Ich bin zum Beispiel etwas taub."

„Taub?"

„Ja, von dem vielen Applaus!"

„Wenn ich einst sterbe", meinte Fernandel einmal, „dann möchte ich unbedingt seziert werden."

Seine Freunde schwiegen entsetzt. Endlich stammelte einer: „Mon dieu, welch grausiger Wunsch! Warum denn nur?"

„Reine Neugier", lächelte der Komiker, „schließlich will ich doch wissen, woran ich gestorben bin."

Bei den Kämpfen in Indonesien kam eines Tages ein amerikanischer GI zu seinem Hauptmann und bat um Heimaturlaub. „Mann", rief der, „wir haben Krieg! Urlaub könnte ich Ihnen nur geben, wenn Sie mir zum Beispiel ein feindliches MG bringen würden."

Der GI trottete los und erschien prompt zwei Stunden später wieder vor seinem Hauptmann, das gewünschte MG im Arm.

„Sie sind ja ein Teufelskerl!" lachte der Hauptmann, „woher haben Sie denn das Ding in der Eile bekommen?"

„Ganz einfach!" kam die Antwort, „ich hab' drüben zufällig einen getroffen, der auch mal nach Hause wollte. Da haben wir getauscht."

Nachdem die morgendliche Schneeschaufelei so arg akut geworden war, hatte ich mit unserer Nachbarin ein bißchen Streit bekommen. Na, ich nehme das nicht tragisch. Als ich vorletzte Woche einen jungen Hund in Pension bekam, so eine richtige wilde Töle, da sagte ich über den Zaun weg: „Bitte, reizen Sie das Tier nicht. Er ist noch unberechenbar und hat sogar schon meine Freunde gebissen."



„Da wird er wohl nicht viel zu beißen haben", kam es giftig zurück.

INS GEPÄCK DES BÜRGERS IN UNIFORM GEHÖRT DER NEUE FUSS-WASCHOMAT „LILIPUT"! TRÄGT UNGEMEIN ZUM WOHLBEFINDEN DER TRUPPE BEI!

DER HERR MIT DEN ATOMGEHEIZTEN SOCKEN, BITTE ZU HERRN MAJOR!

DIE HÄLFTE SEINES LEBENS WARTET DER SOLDAT VERGEBENS...

ABTLG. FLUG

KEINE AUSFÄLLE MEHR DURCH FUSS=KRANKE! FÜR LANGE ERMÜDENDE MÄRSCHE HABE ICH DEN VIEL=SEITIG VERWENDBAREN LAUFAPPARAT „FUSS=BOLD" ERDACHT...

EINE DIESER VON MIR ERFUNDENEN PASTILLEN HÄLT DEN MANN SECHS STUNDEN IN DER SCHWEBE! DENKEN SIE AN DEN SCHLAF IHRER SOLDATEN AUF FEUCHT=KALTEM BODEN!!

ACHTUNG

ACHTUNG

- NICHT DIREKT NEU, GEWISS - UNTERSCHÄTZEN SIE ABER NICHT DIE VERBLÜFFUNG DES FEINDES!

Wie sich unser Zeichner einen Offertentag im Amt Blank vorstellt...

Von „Todesstrahlen" und atombombensicheren Kugelbunkern mit Rückstoßfederung bis zu einem Apparat, mit dem man die „Gedanken des Feindes" verwirren kann, reichen die „Erfindungen", die der Beschaffungsstelle der Dienststelle Blank in Koblenz täglich vorgelegt werden.

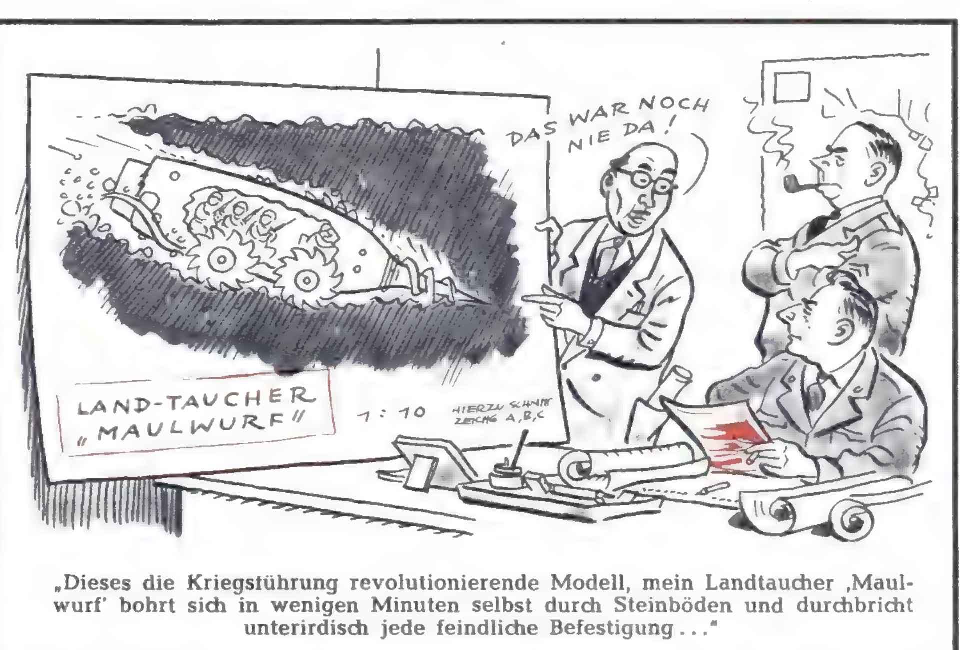
An Herrn Blank! Geheim!!!

Nach Gesprächen mit hoffnungsvollen Erfindern gezeichnet von





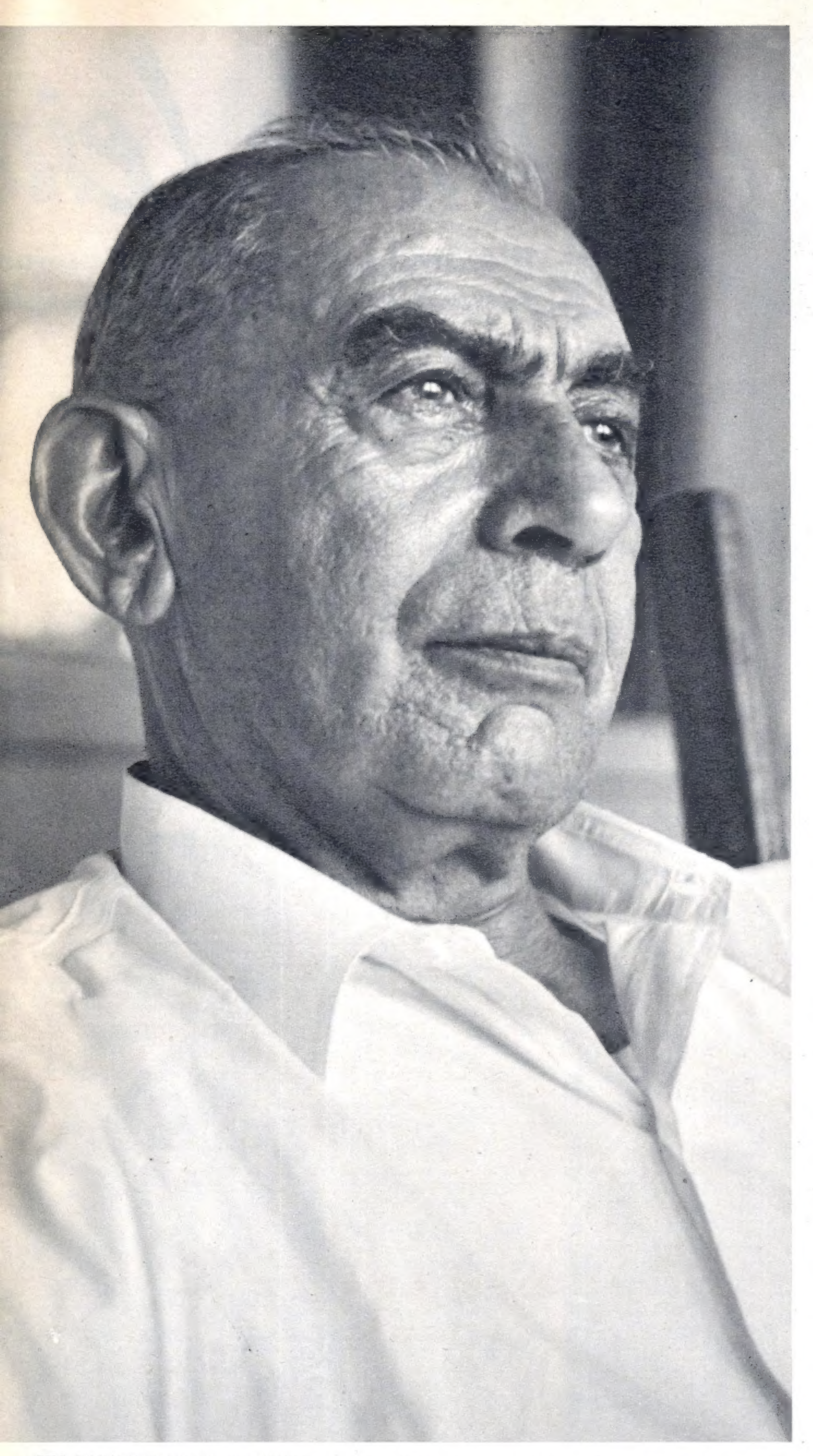
„... wenn Sie sich für meinen Tarnapparat interessieren, wird es ja hier im Amt Blank auf ein paar Hunderttausender nicht ankommen — dann könnt' ich ihn eventuell noch etwas handlicher bauen ..."

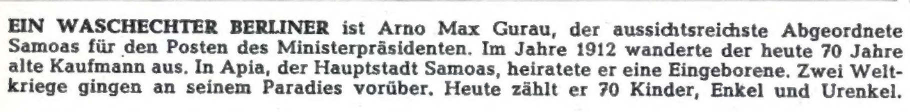


„Dieses die Kriegsführung revolutionierende Modell, mein Landtaucher 'Maulwurf' bohrt sich in wenigen Minuten selbst durch Steinböden und durchbricht unterirdisch jede feindliche Befestigung ..."



„Von allen Verbindungen abgeschnitten, leidet die Kampftruppe unter quälendem Hunger. Hier hilft die von mir entwickelte eßbare Uniform! Aus vitaminreichem Spezialgewebe ..."





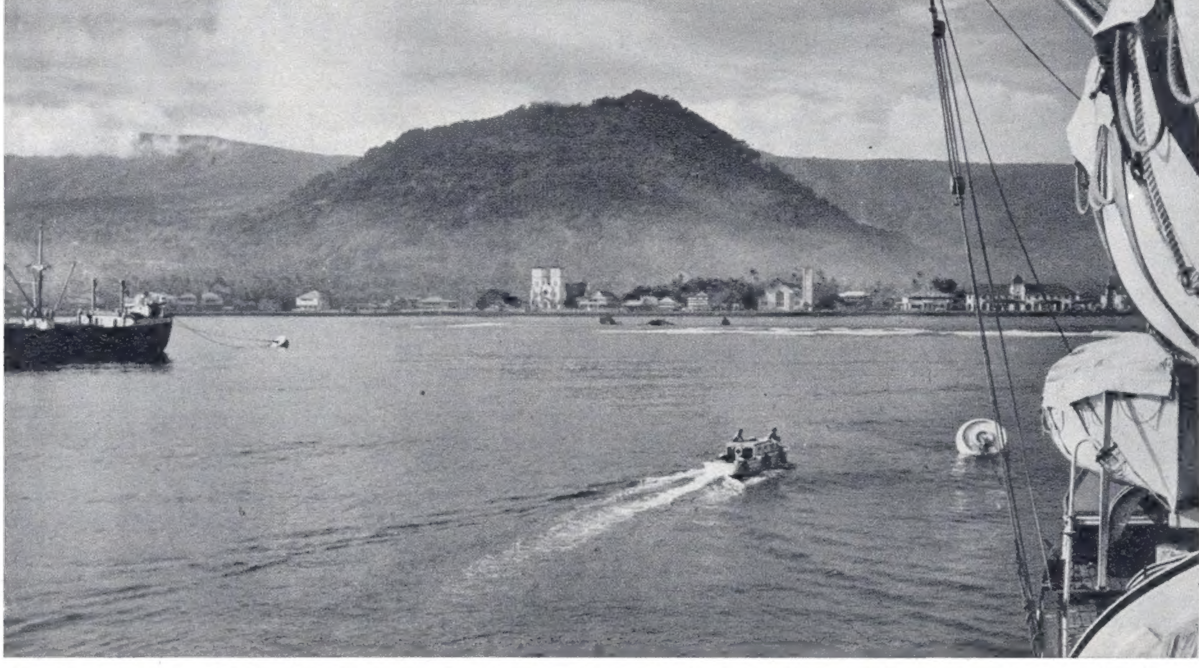
EIN WASCHECHTER BERLINER ist Arno Max Gurau, der aussichtsreichste Abgeordnete Samoas für den Posten des Ministerpräsidenten. Im Jahre 1912 wanderte der heute 70 Jahre alte Kaufmann aus. In Apia, der Hauptstadt Samoas, heiratete er eine Eingeborene. Zwei Weltkriege gingen an seinem Paradies vorüber. Heute zählt er 70 Kinder, Enkel und Urenkel.



IN PARADIESISCHER UNSCHULD leben die Samoaner im Landesinnern, wie dieses junge Mädchen, das niemals etwas von Sex-Bomben gesehen und gehört hat. Ein bunter Lendenschurz ist das einzige Bekleidungsstück in einem Land, das in tropischem Überfluß keine Not, keine Armut und keine Managerkrankheit kennt. Die Polynesier sind ein friedliches Naturvolk.

Berliner Luft in der Südsee

In der ehemaligen deutschen Kolonie Samoa, der Perle der Südsee, hat der aus Berlin stammende 70jährige Kaufmann Arno Max Gurau die besten Aussichten, Ministerpräsident zu werden. Es wird damit gerechnet, daß die vorläufig noch unter neuseeländischem Mandat stehende Inselgruppe in diesem Jahr die Souveränität erlangt. In vielen Städten und Dörfern Samoas wird deutsch gesprochen — eine Erbschaft der Pflanzer, Kaufleute und Ärzte, die zu Anfang des Jahrhunderts dorthin ausgewandert sind und oft Samoanerinnen geheiratet haben.



Samoas Hauptstadt Apia ist Sitz des Parlaments. Man spricht dort viel Deutsch und findet auch viele deutsche Namen.

Annas wilde Leid

**Die Italienerin Anna Magnan
Tennessee Williams Schauspie**

Wild und zärtlich zugleich ist die Liebe der sinnentollen Serafina delle Rose zu ihrem Mann Rosario, dessen Brust eine tätowierte Rose schmückt: Symbol einer Leidenschaft, die wie mit Nadeln auch in Serafinas Herz gebrannt ist. Anna Magnanis dramatische Darstellungskraft erreicht in dem jetzt in Deutschland anlaufenden Film einen unvergeßlichen Höhepunkt.



Die schreckliche Anna, wie man die eigensinnige, tolle brutale und zugleich weichherzige Anna Magnani in ihrer italieni schen Heimat nennt, spielt die vor Liebeskummer um den toten Mann

…enschaft siegt in Hollywood

…zwingt Hollywood ihren eigenen Stil auf / Ergebnis: der Film „Die tätowierte Rose" nach …gilt als bester Film und bestes Geschäft des Jahres / Die Magnani wird den „Oscar" erhalten



…albverwilderte Serafina. Burt Lancaster als die erlösende neue Liebe …er durch Liebesleid verhärteten Serafina erringt ihre heftige Zu…eigung durch unerschütterliche Treue und viel sanfte Gewalt.



Die heimliche Geliebte von Serafinas Mann Rosario war lange Zeit die schöne Estelle (links), die von der Bahre des tödlich verunglückten Schmugglers weggeführt werden muß. Als Serafina als Beweis der Untreue das Liebesmal auf Estelles Brust entdeckt, bricht sie zusammen: sie glaubte bisher, die tätowierte Rose habe nur die Brust ihres geliebten Rosario geschmückt.



In wilder Verzweiflung bedrängt die eifersüchtige Serafina den Priester, damit er das Beichtgeheimnis lüfte. Sie muß wissen, ob man ihren toten Rosario zu Recht verdächtigt, sie mit Estelle betrogen zu haben. Der Priester muß schließlich den baumstarken Alvaro (Burt Lancaster) zu Hilfe rufen, um die Rasende gewaltsam nach Hause zu bringen und zu beruhigen.



Die erlösende Liebe bahnt sich auf komischen Umwegen an: Alvaro, dem Serafina zu kommen erlaubte, stößt im Dunkeln auf die schlafende Tochter Rosa (Marisa Pavan) und verursacht einen wütenden Eifersuchtsanfall der Mutter. Aber die Liebe kommt doch zum Siege: Mutter und Tochter fliehen aus dem Kerker eigensinniger Trauer in ein neues Leben.

Je bunter der Küchenzettel der Woche - desto besser!

Wir müssen viel arbeiten - und da sollen wir auch gut essen! Aber, so meinen vernünftige Männer, wir wollen dieses gute Essen nicht mehr zu teuer bezahlen - mit übermäßigen (und ganz überflüssigen) Anstrengungen unserer Frauen! Die haben es zwar schon leichter als ihre Großmütter; sie brauchen das Wasser nicht mehr in Eimern vom Brunnen zu holen und kein Holz für den Herd mehr zu spalten - aber sie bleiben immer noch viel zu lange in der Küche und schälen und putzen und kochen - stundenlang . . .

Und wenn unsere Frauen keine Zeit dazu haben, vielleicht weil sie in irgendeinem anstrengenden Beruf ihren Mann stehen müssen - was dann? Sollen wir dann schlechter essen? Nein! Da hilft uns - Knorr!

Bei Knorr wird der größte Teil der zeitraubenden und mühevollen Küchenarbeit „vorher" getan - ja, mancherlei wird besser getan, als es die Hausfrau fertigbrächte! Denn wer könnte wohl seine Gewürze (Knorr verwendet mehr als 30 Gewürze!) auf den Märkten der ganzen Welt aussuchen und die guten Zutaten immer gerade da einkaufen, wo sie am besten und billigsten sind?

Knorr tut es und kann so eine Menge höchst preiswerter (und sehr appetitlich „vorgekochter"!) Gerichte liefern - genug, um den Küchenzettel der Woche abwechslungsreich und so bunt zu gestalten, wie er sein muß, wenn's immer wieder gut schmecken soll. Gewiß - jede einzelne Knorr-Suppe ist gut - ja, und alle geraten (vorausgesetzt, daß sie nach der Vorschrift zubereitet werden) wie „selbstgemacht"! Aber man soll vernünftigerweise dafür sorgen, daß nicht immer wieder dieselbe Suppe auf den Tisch kommt! Die Auswahl, die Knorr bietet, ist ja so groß . . .

